Hans Christian Örsted's
gesammelte
naturwissenschaftliche Schriften.

Nach der zweiten Original-Ausgabe aus dem Dänischen übersetzt

von

G. F. von Jenssen-Tusch.

Vierter Band.

Neue Beiträge zum Geist in der Natur.

Zweiter Theil.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

Neue Beiträge

zum

Geist in der Natur.

Von

Hans Christian Örsted.

Nach der zweiten Original-Ausgabe aus dem Dänischen übersetzt

von

G. F. von Jenssen-Tusch.

Zweiter Theil.

Cassel,
Ernst Balde.
1854.

I.

Gespräch über den Mysticismus *).

(In diesem Gespräch, das 1808 geschrieben worden ist, hat der Verfasser zu zeigen gesucht, wie in dem Mystischen Etwas vorhanden, was auf einer tiefen, in der Natur der Dinge begründeten Wahrheit beruht; daß aber der Hang, es von diesem großen Zusammenhang loszureißen, zu den größten Irrthümern führt. Nachdem der Verfasser dieses Gespräch mehrere Jahre ungedruckt hat liegen lassen, hat er Verschiedenes davon für andere seiner Schriften benutzt; da er aber nirgends den hier angeführten Gedanken in seiner Totalität wiedergegeben, so hat man kein Bedenken getragen, dies Gespräch jetzt drucken zu lassen.)

---

*) Hier sowohl wie in mehreren anderen Schriften findet man verschiedene fremde Wörter, welche Örsted in seinen späteren Arbeiten nicht gebrauchte, die er aber zu ergänzen suchte, indem er alte vergessene Wörter hervorzog oder neue dänische bildete; gerade um den Leser in den Stand zu setzen, dieser Sprachentwicklung zu folgen, hat man es unterlassen, in dieser Beziehung irgend Veränderungen zu machen.

Ernst, Julius, Alexander. Später Felix und andere junge Leute.

Julius. Aber, sage mir, wohin wird dieser verworrene Weg uns führen?

Alexander. Wie Du sogleich sehen wirst, nach der schönsten Stelle, die Du jemals in unsern herrlichen Buchenwäldern gefunden hast.

Julius. Und wo werden unsere jungen Pflanzensucher uns treffen?

Alexander. An derselben Stelle, obgleich auf einem anderen Wege. Sieh, hier trittst Du in die schöne Laubhalle ein.

Julius. Und finde bereits Gesellschaft. Wer ist es, der hinter jenem ausgebreiteten Zweig ruht? Er hat ein Buch in der Hand.

Alexander. Das ist Ernst.

Julius. Er scheint vertieft.

Alexander. So ist's seine Gewohnheit. Wir wollen ihn wecken. Sei uns gegrüßt, lieber Ernst. Hast Du diesen Ort zum Studirzimmer gewählt?

Ernst. Ich nenne ihn vielmehr meinen Naturtempel.

Julius. Du weißt doch überall einen Tempel zu finden!

Ernst. Und schäme mich nicht darüber. Fühlst Du Dich selbst nicht von einem eigenen Gefühl überrascht, indem Du unter diese herrlichen Gewölbe trittst, von den stolzen Kronen der breiten Reihen von Buchen gebildet. Sieh doch, wie das Blau des Himmels so freundlich darin mit dem Grün der Erde verschmilzt. Und nun sieh von hier aus in die freie Natur, mit dem Meere und dem Himmel im Horizonte. Hier steht die Sonne am Morgen auf und zeigt Dir, wie die Natur

allmählig aus ihrer nächtlichen Ruhe erwacht. Gegen Mittag verbergen Dich diese Gewölbe vor dem Brand der Sonne, und beschützen Dein Auge gegen die allzu scharfen Strahlen. Hier aus diesem dunklen Heiligthum sieht Dein ungeblendetes Auge in die offene und freie Natur hinaus, und überschaut Alles vollkommener und klarer, als wenn Du selbst mitten in dem bunten Gewimmel der Gegenstände Dich befändest. Wenn endlich die Sonne dort hinter uns heute Abend niedergeht, dann wirst Du sehen, wie allmählig die jetzt vor uns ausgebreitete Natur einschlummert und endlich in Dunkel eingehüllt wird, um vor uns eine größere Natur in des Himmels leuchtenden Kugeln sich offenbaren zu lassen. Scheint Dir noch nicht, daß ich diese Gewölbe mit einigem Recht den Tempel der Natur nenne?

Julius. Nun, wir wollen nicht darüber streiten. Wenn ich auch dasselbe sage wie Du, so hast Du doch eine andere Meinung damit. Du bist und bleibst doch ein Mystiker. Laß uns denn von etwas Anderem sprechen. Was ist das für ein Buch, worin Du liesest?

Ernst. Ein neuer Stein des Anstoßes! ein alchymistisches Buch.

Julius. Das wundert mich nicht. Es gehört ja zur Schule.

Ernst. Du meinst zu der Schule des Paulus?

Julius. Wie meinst Du das?

Ernst. Er sagt: Prüfet Alles und das Beste behaltet.

Julius. So meinte ich es gerade nicht; aber es gibt eine Schule, die sich die neuere nennt.

Ernst. Was verstehst Du darunter?

Julius. Sie liebt die Definitionen nicht, wie sollte ich denn wagen, sie zu definiren?

Ernst. Ein vielköpfiges Thier könnte man sie doch wohl nennen?

Julius. Dagegen habe ich Nichts.

Ernst. Denn man findet keine Einigkeit in ihr; der Eine widerspricht dem Andern.

Julius. So ist meine Meinung.

Ernst. Viele von denen, welche Anhänger dieser Schule genannt werden, führen aus Lust, um neu zu erscheinen, die größten Ungereimtheiten an.

Julius. Wenn es nicht Ironie sein soll, hast Du gewiß Recht.

Ernst. Ohne Ironie. Einige unter ihnen suchen ihre eigene Unbedeutenheit zu einem Genie ersten Ranges aufzublasen, Andere schwören blind auf die Worte eines Meisters.

Julius. Das Alles ist wahr. Aber ich wundere mich, es aus Deinem Munde zu hören.

Ernst. Weil ich es ebenso gut wie irgend ein Anderer sehen kann. Doch habe ich auch dabei eine kleine Nebenabsicht gehabt.

Julius. Nämlich?

Ernst. Zu sehen, welch ein Ungeheuer, wie Du glaubst, in meinem Kopfe spukt. Womit habe ich das verdient?

Julius. Du nimmst die Sache zu ernst.

Ernst. Nein, sei nur ruhig. Sag' mir anstatt aller Entschuldigung, womit habe ich Deine schlimme Meinung verdient?

Julius. Du machst ja doch gemeinschaftliche Sache mit den Neueren.

Ernst. Mit wem? Wann? Wo?

Julius. Ich erinnere mich dessen nicht so genau.

Ernst. Aus guten Gründen. Ist es denn nicht

möglich, einen Denker zu achten, mit ihm zu forschen, ohne alle seine Meinungen anzunehmen, ohne sein Anhänger zu werden! Wie viel unbilliger ist es nicht, irgend Jemanden alle die Ungereimtheiten aufzubürden, welche die Anhänger eines merkwürdigen Mannes vorgebracht haben, blos weil er das Vortreffliche bei diesem Manne sieht!

Julius. Du hast selbst mich Dir Beleidigungen sagen lassen.

Ernst. Aber Du hast selbst sie gedacht.

Julius. Vergib....

Ernst. Auf die Bedingung, daß Du mir später keine Meinungen unterlegen wirst, die ich nicht geäußert habe.

Julius. Ich werde mich wohl hüten; aber eine neugierige Frage mußt Du mir doch erlauben. Bist Du denn wirklich ein solcher Feind der Schwärmerei und des Mysticismus, wie Du neulich vorgabst?

Ernst. Von der Schwärmerei mehr, vom Mysticismus weniger als Du.

Julius. Ich glaube von beiden Theilen ziemlich frei zu sein, und sehe auch nicht ein, wie diese beiden Dinge getrennt sein können?

Ernst. Vielleicht verbinden wir verschiedene Begriffe mit den Worten. Was verstehst Du denn unter Schwärmerei?

Julius. Ich glaube, das ist leicht gesagt. Unter einem Schwärmer verstehe ich einen Menschen, der für das eingenommen ist, was er nicht versteht; und ich will Dich mit demselben in Betreff des Mysticismus befriedigen. Wie auch die innere Natur dieses verdächtigen Wesens sein mag, so ist doch soviel gewiß, daß Heim-

lichkeit und Unbegreiflichkeit dazu gehören. Derjenige also, welcher dem Mysticismus ergeben ist, muß für ein Ding eingenommen sein, das er nicht versteht; also ist ein Mystiker immer ein Schwärmer. Was sagst Du zu diesem Schlusse?

Ernst. Ich muß erst sehen, ob ich ihn auch recht gefaßt habe. „Ein Schwärmer," sagtest Du, „ist Derjenige, welcher für Etwas eingenommen ist, das er nicht begreift." Nicht wahr?

Julius. Ja, ganz richtig.

Ernst. Aber, wie nennst Du denn Denjenigen, welcher gegen Etwas eingenommen ist, das er nicht versteht?

Julius. Ich weiß nicht, wie Du ihn nennen willst; aber das darf ich doch mit Sicherheit behaupten, daß er für das Menschengeschlecht nicht so gefährlich ist.

Ernst. Ich fürchte, daß Du zu sicher bist. Laß uns die Sache etwas näher untersuchen, und uns dazu ein Beispiel wählen.

Julius. Ja, ein Beispiel sehe ich am liebsten.

Ernst. Von der Goldmacherkunst verstehst Du Nichts, nicht wahr?

Julius. Zugestanden.

Ernst. Bist aber doch dagegen eingenommen?

Julius. Ja, aus guten Gründen; denn Nichts ist wahrscheinlicher, als daß alle vorgeblichen Goldmacher entweder Betrüger oder Betrogene waren.

Ernst. Aber Du getraust Dir doch nicht zu beweisen, daß es niemals möglich, Gold zu machen.

Julius. Das würde wohl schwierig sein.

Ernst. Und dennoch bist Du gegen den Satz eingenommen, daß man durch die Kunst Gold hervorbringen kann.

Julius. Nein, wie könnte ich Etwas gegen solchen Satz haben? Aber gegen die Goldmacher und gegen alle ihre betrügerischen Künste habe ich um so mehr, und, wie ich glaube, nicht mit Unrecht.

Ernst. Das dachte ich wohl. Du bist also nicht gegen die Dir unverständliche Kunst eingenommen, sondern gegen die ziemlich verständlichen Betrügereien, welche damit getrieben worden sind.

Julius. Ja, so ist es wohl.

Ernst. Wenn man Dir also von Jemandem sagte, daß er die Bestandtheile des Goldes entdeckt hätte und es aus denselben zusammen zu setzen verstände, so würdest Du nicht ohne weitere Untersuchung ihn als einen Betrüger ansehen?

Julius. Das dürfte man wohl nicht.

Ernst. Aber wenn Du wirklich gegen die Kunst Gold zu machen eingenommen wärest, so würdest Du aus allen Kräften streben, ihren Fortgang zu hindern?

Julius. Das versteht sich.

Ernst. Und wenn Deine Macht Deinem Willen entspräche, würdest Du sie ganz unterdrücken?

Julius. Das folgt ja daraus.

Ernst. Das heißt, Du willst eine Revolution in der Welt verhindern, deren Folgen Du nicht zu berechnen vermagst.

Julius. Die Möglichkeit hievon läßt sich nicht läugnen.

Ernst. Du hättest also Deine Kräfte zu etwas Unvernünftigem, ja Ungöttlichem angewandt, da Du in einer für die Menschheit wichtigen Sache handeln wolltest, wovon Du nichts verstandest.

Julius. Ich muß Dir wohl Recht geben.

Ernst. Meinst Du nicht, daß der Name Schwärmer da auf Dich gepaßt haben würde?

Julius. Das gestehe ich ein.

Ernst. Gegen eine Sache, die man nicht versteht, entweder eingenommen zu sein, oder für oder gegen sie zu wirken, ist also gleich schwärmerisch?

Julius. Darüber wollen wir einig sein.

Ernst. Das andere Glied in Deinem Schlusse war: „Alles, was mystisch ist, ist unverständlich."

Julius. So war es.

Ernst. Meinst Du doch nicht, daß eine Art Verständniß in dem Mystischen stattfinden muß?

Julius. Es muß dann ein Verstehen sein, das über meinen Verstand geht.

Ernst. Aber der eine Mystiker versteht doch unter gewissen Umständen den andern?

Julius. Dem mag wohl so sein.

Ernst. Wir dürfen also nicht behaupten, daß das Mystische absolut unverständlich ist?

Julius. Ich sehe wohl, daß ich für den Augenblick meine Behauptung nicht vertheidigen kann.

Ernst. Du nimmst also fürs Erste den Schluß zurück, daß alle Mystiker Schwärmer sind.

Julius. Ich muß mich wohl hier in Deiner Schlußkette fesseln lassen; aber ich kann dessen ungeachtet die Ueberzeugung nicht verlassen, daß Mysticismus und Schwärmerei sehr nahe aneinander grenzen.

Ernst. Diese Ueberzeugung theile ich mit Dir. Und der Grund zu der Gefährlichkeit dieses Mysticismus liegt ohne allen Zweifel darin, daß ein Mysterium sich nicht mit derselben Faßlichkeit wie ein mathemati-

scher oder logischer Satz darstellen, und sich noch weniger wie eine Erfahrung versinnlichen läßt.

Julius. Das glaube ich; denn wenn es auch nicht gerade nothwendig ist, so ist es doch sehr leicht möglich, daß man falsche Vorstellungen davon bekommt.

Ernst. Und also leicht für etwas eingenommen wird, was man nicht versteht?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Oder gegen dasselbe.

Julius Auch das ist möglich.

Ernst. Und beide Theile führen zur Schwärmerei?

Julius. Darüber waren wir einig.

Ernst. Ein besonnener Mann, der jeder Art von Schwärmerei entgehen will, darf also niemals irgend eine mystische Lehre weder verdammen noch verfolgen, es sei denn, daß er entdeckt und einsieht, daß sie in einem Irrthum, in einer schiefen Richtung der Anstrengungen der menschlichen Seele gegründet ist; kurz, nur dann, wenn er sie als Irrthum anerkennt. Ja, er muß sogar mit großer Vorsicht seine eigenen Meinungen prüfen, bevor er sich zutraut ein solches Urtheil zu fällen.

Julius. Das ist unläugbar.

Ernst. Aber Schwärmer behaupten doch oft die widersprechendsten und ungereimtesten Dinge, und zwar über die wichtigsten Gegenstände.

Julius. So ist es mir oft vorgekommen.

Ernst. Und darüber zu urtheilen sollte man kein Recht haben?

Julius. Du hast es mir ja selbst wegdisputirt.

Ernst. So scheint es nur, erinnerst Du Dich nicht, was Göthe von den Schwärmern sagt?

Julius. Nein, laß es mich hören.

Ernst.

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild, lange betrügt sich das Volk;
Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Lügen und Unsinn,
Wenn der Probirstein fehlt hält sie für redliches Gold.

Julius. Vortrefflich.

Ernst. Wenn wir also den Probirstein hätten, so könnten wir wohl bestimmen, wer uns ächtes Gold böte?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Aber ohne denselben ist es gleich gefährlich zu folgen oder zu verdammen?

Julius. Das haben wir angenommen. Aber wo ist dieser Probirstein?

Ernst. Ich muß Dich zuerst fragen. Hast Du niemals etwas bemerkt, worin alle Mystiker, so verschieden sie auch sonst sein mögen, mit einander übereinstimmen?

Julius. Was meinst Du?

Ernst. Ich meine, daß ihr Mysterium immer in einer wirklichen oder vermeintlichen Kenntniß bestehe, über eine oder die andere geheime Kraft von einer höhern Natur als die, welche der Alltagsverstand erreichen kann. Der Eine z. B. glaubt mit Geistern sprechen zu können, ein Anderer, daß er Sympathieen zwischen den Sternen und dem menschlichen Leben kennt u. s. w.

Julius. Dies ist unläugbar etwas Wesentliches bei allen Mystikern.

Ernst. Aber haben nicht alle diese Meinungen eine gemeinschaftliche Voraussetzung?

Julius. Welche?

Ernst. Daß es eine höhere Welt als die sinnliche gibt.

Julius. So scheint es mir.

Ernst. Kannst Du beweisen, daß diese Voraussetzung falsch ist?

Julius. So streng, wie Du es nimmst, schwerlich.

Ernst. Und daß es strenge genommen werden muß, hast Du mir ja selbst zugestanden.

Julins. Ich werde es nicht vergessen.

Ernst. Es wäre also möglich, daß es eine höhere Welt als die Sinnenwelt gäbe!

Julius. Ich darf es nicht läugnen.

Ernst. Und wenn wir uns zu derselben aufschwingen könnten, so hätten wir wohl den Probirstein, mit dessen Hülfe wir alle falschen Schätze verwerfen könnten, die uns von dort geboten würden.

Julius. Ja wenn.

Ernst. Du zweifelst an der Möglichkeit diese Welt zu finden?

Julius. Ja, ich fürchte, daß das Bestreben sich nach jenen höheren Regionen hinaufzuschwingen die Kräfte vergeuden könnte, die hier in den untern Sphären anzuwenden, offenbar unsere Pflicht ist.

Ernst. Eine vernünftige Anstrengung übt und vermehrt die Kräfte. Wer wird sie wohl fürchten, weil eine unvernünftige die Kräfte erschöpft!

Julius. Aber wenn nun alle Anstrengungen vergebens wären?

Ernst. Aber wie, wenn sie nun nicht vergebens wären?

Julius. So hätte man gewiß diese übersinnliche Welt schon gefunden.

Ernst. Und hat man sie nicht gefunden? Haben nicht alle großen Denker gleichsam in ihr allein gelebt? Ist sie nicht die Welt der edleren Dichter? Setzen nicht alle Religionen sie voraus?

Julius. Ja, aber wie verschieden!

Ernst. Ich würde sagen wie gleichartig; nur jede mit dem Gepräge ihres Zeitalters, ihrer Individualität.

Julius. Scheint es Dir so?

Ernst. Das ist meine Ueberzeugung. Hast Du es nie bemerkt, daß wenn Mehrere einen und denselben Gedanken gefunden haben, ihn doch Jeder auf seine eigene Weise ausdrückt? Oft sieht man nur mit Mühe, daß sie Alle dasselbe gedacht haben.

Julius. Das ist meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen.

Ernst. Auch nicht, daß Jener leichter den Gedanken unter dem einen, Dieser unter dem andern Ausdruck faßt?

Julius. Das ist gewiß.

Ernst. Vielleicht hätte also jenes große Mysterium noch nicht so recht das Gepräge unsers Zeitalters bekommen.

Julius. Das wäre sonderbar.

Ernst. Durchaus nicht so sonderbar; denn wann hat man sich weniger darum bekümmert?

Julius. Vielleichst hast Du Recht; ich darf es nicht entscheiden. Aber Du glaubst, wie es mir scheint, im Besitz des großen Mysteriums zu sein; kannst Du es mir denn nicht mittheilen?

Ernst. Das kommt auf Dich an.

Julius. Endlich kommt der Kunstgriff der Schule zum Vorschein. Zuerst hast Du mich so leicht

und freundlich durch einige unbedeutende Vorbereitungen geführt. Jetzt soll plötzlich das Geheimniß kommen. Begreife ich es nicht, so fehlt mir das höhere Organ, ohne welches es nicht verstanden werden kann. Du siehst, ich bin Prophet.

Ernst. Ich fürchte beinahe so etwas zu entdecken. Ich sehe schon, daß Dein Gedächtniß nicht das beste ist.

Julius. Der Grund?

Ernst. Waren wir nicht darüber einig geworden, daß Du mir nicht Meinungen irgend einer Schule beimessen solltest, wenn ich selbst sie nicht äußerte?

Julius. Ich will auch nur wenig, was Du sagen willst, anticipiren. Ein Prophet ist ja doch auch eine mystische Person.

Ernst. Aber Du vergißt nicht, daß einige mystische Personen Schwärmer sind?

Julius. Nein, daran wird man oft genug erinnert.

Ernst. Und darunter sind auch Diejenigen, die gegen etwas eingenommen sind, was sie nicht verstehen?

Julius. Ja daß ich ein Schwärmer bin, hast Du ja jetzt hinlänglich bewiesen. Den Beweis dafür, daß ich das philosophische Organ nicht besitze, will ich Dir schenken.

Ernst. Unsere Unterredung soll also hiermit abgebrochen sein?

Julius. Was hilft es weiter zu gehen? Du bist mir gar zu sehr in der Kunst, einen Wortstreit zu führen, überlegen. Du kannst mich leicht mit Deinen Schlußketten fangen. Du kannst vielleicht den Triumph erhalten, mich sagen zu lassen, was Du willst; aber Du

kannst davon überzeugt sein, daß ich meinen gesunden Menschenverstand nicht fahren zu lassen gedenke.

Ernst. Hast Du denn gar keinen Muth zu einer ernsten Untersuchung?

Julius. An Muth, hoffe ich, wird es mir nicht fehlen. Ich gebe Dir die Versicherung, daß wenn man ihn herausforderte, ich mein Leben für die gute Sache aufopfern würde.

Ernst. Und ob Deine Sache die gute ist, brauchst Du nicht zu untersuchen? Du verwechselst körperlichen und geistigen Muth mit einander. Glaube mir, es gibt ebenso wenige Menschen, denen Muth gegeben ist, die höchste Zinne des Geistes zu ersteigen, und in dessen Abgründe hinabzuschauen, wie solche, die etwas Ähnliches in der Körperwelt wagen dürfen. Schwachheit verursacht bei dem Einen wie bei dem Andern Schwindel.

Julius. Ein muthiger Führer hilft bei dem Einen wie bei dem Andern, und gibt selbst dem Furchtsamen Muth!

Ernst. Ein schwacher Trost für den, welcher noch nicht folgen darf.

Julius. Ich bedarf dieses Trostes auch nicht. Ich folgte genug, um zu sehen, wohin die neue Weisheit führt.

Alexander. Nun, wie immer, bist Du doch ein Feind speculativer Untersuchungen, lieber Julius. Überlasse mir denn das Gespräch, wenn Du es nicht fortsetzen willst. Ich bin äußerst begierig, Ernst's wahre Meinung zu erfahren. Du sollst dann aufpassen, daß ich ihm nicht zu viel zugestehe.

Ernst. Damit bin ich sehr wohl zufrieden.

Julius. Und ich mit meinem Zuschauerplatz.

Ernst. Willst Du also, bester Alexander, so untersuchen wir zuerst, was wir unter Mysterium verstehen sollen, damit wir nicht den Ausdruck in verschiedener Bedeutung nehmen, und so aus bloßem Mißverständniß streiten.

Alexander. Nichts kann mir willkommener sein. Mache Du es recht deutlich, was Mysterium ist, so hört es auf Mysterium zu sein, und der gute alte Verstand behält sein Recht.

Julius. Vortrefflich bemerkt, lieber Alexander.

Alexander. Du schmeichelst mir zu sehr. Es war nur ein flüchtiger Einfall. Ich sehe schon, daß Ernst sagen will, daß der Verstand uns wohl nach den Grenzen des Mysteriums hinweisen, aber uns nicht in dessen Innerstes einführen kann.

Ernst. Du kommst mir gleich entgegen. Wir sind also darüber einig, daß das Mysterium nicht mit dem Verstande gefaßt werden kann?

Alexander. Wie könnten wir darüber uneinig sein?

Ernst. Aber doch ist wol nicht alles Dasjenige, was der Verstand nicht fassen kann, ein Mysterium?

Alexander. Bei Weitem nicht. Eine hingeworfene, unregelmäßige Figur, die Rede eines verwirrten Menschen, verabredete Zeichen zwischen zwei Personen, sehen wir nicht als mystisch an, wenn sie uns auch noch so unverständlich sind. Nicht einmal die Hexenformeln des Taschenspielers halten wir für mystisch, wenn wir entdeckt haben, daß er sie nur hersagt, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer von dem abzuziehen, was er eigentlich thun will, und daß alle seine sonderbaren Worte keine Bedeutung haben.

Ernst. Du hilfst mir vortrefflich. Wir sind nun

wenigstens nahe daran zu bestimmen, was unter einem mystischen Zeichen verstanden werden soll. Du sagst, es soll eine Bedeutung haben. Du hast da ein ganz treffendes Wort gebraucht. Das mystische Zeichen soll nicht allein vorstellen wie eine Hieroglyphe, nicht allein bezeichnen, wie jedes willkürliche Zeichen; es soll auf etwas hindeuten, bedeuten.

Alexander. Aber einige Hieroglyphen sind doch mystisch. Vielleicht könnten wir, indem wir diese mit solchen vergleichen, welche keine mystische Bedeutung haben, am leichtesten die Natur der mystischen Zeichen entdecken. Mir scheint, daß die alchymistischen Zeichen wol zum Theil mystisch sein müssen.

Ernst. Darin hast Du Recht. Betrachte nur hier das Zeichen des Goldes. Es ist ein Zirkel, dessen Mittelpunkt auch angegeben ist. Es bezeichnet so das vollkommenste Metall durch die vollkommenste Figur. Aber nicht das allein war die Bedeutung des Zeichens; es war auch das Bild der Sonne. Es war nicht so sehr der Glanz des Goldes, als vielmehr dessen Unveränderlichkeit, die ihm das Recht gab, mit der Sonne verglichen zu werden. So wie die Sonne beständig in denselben Strahlenglanz gekleidet ist, während die Planeten ihren Kreislauf mit erborgtem und unselbstständigem Licht vollbringen, so behält auch das Gold stets seinen Glanz bei den Einwirkungen des Feuers und der Luft, während die andern Metalle den ihrigen im Kampf mit diesen Mächten verlieren. Aber in dieser Unzerstörbarkeit bestand nur die äußere Vollkommenheit des Goldes. Die innere war, daß keine einzelne Naturkraft über die übrigen herrschend darin hervortrat; sondern alle Kräfte befanden sich darin in einem har-

monischen Gleichgewicht. Auch dies wurde vortrefflich durch den Zirkel angedeutet, in dessen Umkreis sich alle möglichen Richtungen befinden, nur so verschmolzen, daß keine von ihnen herrschend werden kann, und worin alle Linien, vom Mittelpunkt nach dem Umkreis gezogen, gleich groß sind. Und hiemit ist doch noch nicht der ganze Bedeutungsreichthum des Zeichens erschöpft. Die Alten glaubten wirklich, daß das Gold in demselben Verhältniß zu den irdischen Materien stände, wie die Sonne zu den Planeten, daß das Gold also in einem niedrigern Kreise wirklich die Sonne vorstelle. Dies stimmt vortrefflich mit einer Entdeckung neuerer Zeiten, daß nämlich das Gold in weit größerer Menge am Äquator als an irgend einem andern Orte der Erde gefunden wird.

Julius. Aber erlaube mir, die Erde ist ja eine Kugel, wie kann man denn von der Mitte ihrer Oberfläche sprechen?

Ernst. Du bist zerstreut. Bedenke nur, ob die Pole der Erde nicht physische Punkte sind, und der Äquator nicht eine physische Linie ist?

Julius. Du hast Recht; aber ist dessen ungeachtet nicht das letzte, was Du anführtest, eine bloß zufällige Uebereinkunft?

Ernst. Dies ganz zu entscheiden, will ich hier nicht versuchen. Ich will mich mit der Bemerkung begnügen, daß das Sonnensystem schwerlich durch einen Zufall entstanden oder geordnet sein kann; sondern daß vielmehr das Dasein und die Form desselben, Wirkungen allgemeiner Naturgesetze zugeschrieben werden muß. Die Erfahrung lehrt, daß diese im Großen wie im Kleinen wirken. Es ist folglich sogar beim ersten Blick

höchst wahrscheinlich, daß jeder Planet in sich, auf dieselbe Weise wie das ganze Sonnensystem, sich entwickelt hat, und daß man also für jeden Theil im Sonnensystem ein Analogon auf jedem Planeten finden muß. In dieser Bedeutung glaube ich wirklich, daß das Gold die Stelle der Sonne unter den Metallen der Erde einnimmt; so bedeutungsreich ist dieses einzige Zeichen.

Alexander. Ich will nicht mit Dir über die Richtigkeit jeder Behauptung, die Du hier aufgestellt hast, streiten; es ist genug, daß das alchymistische Zeichen für das Gold ein vortreffliches Beispiel eines mystischen Zeichens ist, wenn man die Richtigkeit des von Dir Angeführten voraussetzt. Wir sind also, wie es scheint, einig darin die Natur des mystischen Zeichens zu bestimmen; es ist nämlich ein geheimnißvolles Zeichen, das des Dinges Wesen, Eigenschaften und darauf gegründete Verhältnisse, andeutet. Bist Du mit dieser Bestimmung zufrieden?

Ernst. Ich glaube sicher, daß wir jetzt im Grunde einig sind; jedoch müssen wir streben, uns über den Ausdruck vollkommener zu verständigen. Ich bin nämlich noch nicht vollkommen sicher, ob Du bloß forderst, daß ein mystisches Zeichen etwas ausdrücken soll, das die Natur und die Eigenschaften des Bezeichneten betrifft, oder ob Du willst, daß es das eigentliche Wesen des Dinges ausdrücken solle, das darin, woraus alle die übrigen Eigenschaften fließen.

Alexander. Das Letzte ohne Zweifel, denn ein Zeichen, das bloß eine abhängige Eigenschaft zu erkennen gäbe, z. B. die Härte, Schmelzbarkeit und dergleichen eines Körpers, könnte unmöglich als mystisch betrachtet werden.

Ernst. Wenn wir also annehmen, daß ein Zeichen, welches die Idee des Bezeichneten ausdrückt, mystisch genannt werden solle, oder mit einem Worte ein Symbol, so dürften wir vielleicht den passendsten Sprachgebrauch gewählt haben.

Alexander. Vielleicht; aber ich wünschte, daß Du dich darüber etwas ausführlicher erklären möchtest.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß es unzählige Eigenschaften in der Natur gibt?

Alexander. O ja, wenn man sowohl die abgeleiteten Eigenschaften und die Grundeigenschaften zählt.

Ernst. Also hat jedes Ding unendlich viele Eigenschaften.

Alexander. Wie schließest Du das daraus?

Ernst. Daraus, weil jede Eigenschaft ihm ja entweder positiv oder negativ zukommen muß.

Alexander. O ja, logisch genommen.

Ernst. Auch physisch Undurchsichtigkeit ist z. B. nicht die bloße Verneinung von Durchsichtigkeit, sondern beruht ohne Zweifel auf einer Wirkung, welche der Körper auf das Licht hat. Unverbrennlichkeit ist nicht die bloße Verneinung von Brennbarkeit, sondern ein Widerstand gegen die Einwirkung des Sauerstoffs, und so in allen andern Fällen.

Alexander. Du hast ohne Zweifel Recht.

Ernst. Aber hängen doch nicht alle Eigenschaften eines Dinges so zusammen, daß sie eine Einheit ausmachen?

Alexander. Unläugbar müssen alle Eigenschaften eines Dinges eine Einheit ausmachen; denn sonst könnte ja das Ding nicht ein Ding sein, sondern müßte mehrere sein, was ein Widerspruch wäre.

Ernst. Diese Einheit, meine ich, könnten wir das Wesen der Dinge nennen, und die Vorstellung davon in der Vernunft ihre Idee.

Alexander. Das scheint mir recht gut mit dem philosophischen Sprachgebrauch zu stimmen.

Ernst. Wir sind also nun darüber einig, daß die mystischen Zeichen zu denen gehören, welche Ideen ausdrücken.

Alexander. Vollkommen einig. Aber ich muß Dir hierbei die Bemerkung machen, daß Du bis jetzt alle Übereinstimmung zwischen dem mystisch Bezeichneten und dessen Zeichen zur Vernunftübereinstimmung zurückgeführt hast.

Ernst. Ganz richtig; ich sehe nicht die Möglichkeit irgend einer andern ein.

Alexander. Du setzest mich in Verwunderung. Du übergehst so ganz die Phantasie, den Abgott aller Mystiker!

Ernst. Du scheinst mir die speculative und die psychologische Betrachtungsweise zu verwechseln.

Alexander. Ich bitte Dich, erkläre Dich näher.

Ernst. In der psychologischen Betrachtungsweise unterscheiden wir vielfältige Eigenschaften nach den verschiedenen Äußerungen der Seele. Wir sagen von Dem, welcher einen solchen Grad geistiger Schöpfungskraft besitzt, daß er viel Phantasie hat; von Dem, welcher rasch die äußern Verhältnisse der Gegenstände überschaut, daß er Witz hat; von Dem, welcher leicht ihre einzelnen innern Verhältnisse entdeckt, daß er Scharfsinn hat; Demjenigen, welcher bis zur Einheit aller dieser Verhältnisse eindringt, legen wir Tiefsinn bei u. s. w. Nicht so die Speculation; sie erkennt, daß Dasjenige, was

das Ordnende, Formende, Verknüpfende, am liebsten möchte ich sagen, das Organisirende ausmacht, in allen diesen verschiedenen Äußerungen eine Kraft ist, und diese wird die Vernunft in speculativer Bedeutung genannt. Wir werden auch genöthigt, in allen diesen Äußerungen eine selbsthervorbringende, schaffende Wirksamkeit zu erkennen, und diese nennen wir in speculativer Bedeutung Phantasie. Diese beiden Kräfte sind in allen Seelenäußerungen so innig verknüpft, daß man nicht leicht unterscheidet, was jede besonders ausrichtet; daß aber alle Übereinstimmung, welche die Kraft, die wir gewöhnlich Phantasie nennen, hervorbringen oder anschauen kann, zuletzt auf der Vernunft, in speculativer Bedeutung genommen, beruhen muß, gestehst Du mir leicht zu.

Alexander. Mit Vergnügen gebe ich Dir Recht. Wir können nun nicht mehr uneinig sein; denn sonst hättest Du mir selbst die Waffen gegen Dich in die Hände gegeben. Du mußt mir jetzt zugestehen, daß kein Zeichen in sich selbst mystisch ist, sondern daß es dies nur in Beziehung auf Diejenigen ist, welche es nicht verstehen.

Ernst. Dafür wünschte ich den Beweis zu sehen.

Alexander. Du mußt ja selbst zugeben, daß aller Zusammenhang zwischen dem mystischen Zeichen und dem Bezeichneten auf einer Vernunftübereinstimmung beruht; aber auf einer Solchen, welche nur von Wenigen verstanden wird. Für Diejenigen, welche diese Übereinstimmung einsehen, ist das Zeichen nicht mehr mystisch, nur für die Uneingeweihten schwebt es in einem heiligen Dunkel. Solche mystische Zeichen haben den Vortheil, daß sie vielfache Gedanken in einem Bilde ausdrücken. Sie können mit Nutzen als starke Aus-

drücke gebraucht werden, und ohnedies vielleicht zu einer Art Pasigraphie dienen; aber sie wie im Mittelalter anzuwenden, um dem großen Haufen die Wahrheit zu verbergen, ist eine schändliche Verrätherei. Sind wir hierin einig?

Ernst. Noch nicht. Du setzest ohne allen Beweis voraus, daß die geheime Vernunft in der Welt begreiflich ist.

Alexander. Bist Du denn anderer Meinung?

Ernst. Ich gestehe, ja.

Julius. Eine Vernunft, welche die Vernunft nicht begreifen sollte? Vergib mir meine veraltete Urphilosophie, daß ich dies nur für einen Widerspruch halten kann.

Ernst. Solcher Widersprüche hat die Philosophie nicht wenige.

Julius. Deine hat sie; das glaube ich ohne alle Versicherung.

Ernst. Er kann aber aufgelöst werden.

Julius. In Nebel.

Ernst. Nein, wenn Du uns helfen willst, so wird er sich in Ätherklarheit auflösen.

Julius. Ich? Wahrlich, Du betrügst Dich; ich bin Davus, nicht Ödip.

Ernst. Du bist gar zu bescheiden. Du kennst Deine eigenen Kräfte nicht. Was verstehst Du unter Welt?

Julius. Du beginnst recht ab ovo! Du scherzest.

Ernst. Antworte mir nur ernst auf meine Frage, und wenn es sich dann in Scherz auflöst, so will ich Derjenige sein, welcher ausgelacht wird.

Julius. Gut, ich will denn antworten. Ich

weiß recht wohl, daß die Welt der Inbegriff alles Dessen ist, was existirt.

Ernst. Und die Körperwelt?

Julius. Der Inbegriff aller sinnlichen Dinge.

Ernst. Wie groß ist sie wohl?

Julius. Ich habe niemals geglaubt, daß ihre Größe sich bestimmen lasse.

Ernst. Die Sinne reichen also nicht bis zu ihren Grenzen?

Julius. Sicher nicht.

Ernst. Wie groß aber das kleinste Ding darin ist, kannst Du doch wol bestimmen?

Julius. Ebenso wenig. Es gibt ja so kleine Thiere, daß sie mit unbewaffnetem Auge nicht gesehen werden können; wer weiß denn, ob es nicht noch kleinere geben kann? Und die Glieder dieser kleinen Thiere müssen ja von einer ganz außerordentlichen Kleinheit sein.

Ernst. Also wirst Du auch schwerlich angeben können, wie alt die Welt ist?

Julius. Unmöglich.

Ernst. Oder wie lange die kürzeste Naturwirkung dauert?

Julius. Nein; denn wir sind ja nicht im Stande eine so kurze Zeit zu nennen, daß sich nicht eine kürzere angeben ließe.

Ernst. Also kannst Du die ganze Sinnenwelt nicht mit Deinen Sinnen umfassen, weder im Ganzen noch in ihren Theilen?

Julius. Das muß ich wol zugeben.

Ernst. Und doch ist die Sinnenwelt der Inbegriff aller sinnlichen Dinge?

Julius. Ich verstehe Dich. Es würde ein Wider-

spruch sein, wenn ich nicht eine andere Fähigkeit besäße, nämlich die Vernunft, mit deren Hülfe ich diesen sonst unentdeckbaren Theil der Sinnenwelt entdeckte.

Ernst. Du hast mich noch nicht ganz verstanden.

Julius. Wie?

Ernst. Der Theil der Sinnenwelt, den Deine Sinne nicht entdecken können, ist der gar nicht sinnlich?

Julius. Das anzunehmen würde ja ein Widerspruch sein.

Ernst. Es gibt also etwas Sinnliches, das Deine Sinne nicht fassen können; sollte es denn nicht auch etwas Vernünftiges geben, das Deine Vernunft nicht zu fassen vermöchte?

Julius. Das wäre wol wöglich; aber wie kommen wir zur Kenntniß einer solchen unbegreiflichen Vernunft?

Ernst. Wir wollen es untersuchen. Wir wissen doch jetzt, daß es kein Unding ist, worüber wir verhandeln. Aber laß uns erst noch einmal unser Beispiel von den Sinnen betrachten.

Julius. In welcher Hinsicht?

Ernst. Du kannst doch Deinen Gedanken an eine Stelle im Raum heften, ohne ihr eine Ausdehnung beizulegen?

Julius. Wie sollte ich das nicht können?

Ernst. Eine solche Stelle nennst Du einen Punkt?

Julius. So ist ja der Sprachgebrauch.

Ernst. Aber solcher Punkte gibt es ja unzählige in jedem Raum?

Julius. Unläugbar.

Ernst. Und solltest Du in einem sinnlichen Gegenstand Punkt für Punkt betrachten, so würdest Du nie damit zu Ende kommen.

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Jeder sinnliche Gegenstand enthält also eine Unendlichkeit sinnlicher Theile?

Julius. So zeigt es sich.

Ernst. Und wird doch von einer Sinnenthätigkeit umfaßt?

Julius. Ja.

Ernst. So kann denn auch ein Vernunftgegenstand eine unendliche Vernunft enthalten, welche Du nicht fassen kannst.

Julius. Nun gut, das kann so sein; aber noch hast Du mir nur Beispiele von den Sinnen gegeben.

Ernst. Du hast Recht. Wir wollen also ein anderes Beispiel wählen. Du kennst ohne allen Zweifel die mathematischen Gleichungen, wodurch die Natur der krummen Linien ausgedrückt wird?

Julius. Ich fürchte, daß Du zu viel voraussetzest. Aber sieh, da kommen Waldemar, Felix und unsere andern Pflanzensammler. Sie sehnen sich gewiß nach Hause, da sie sich durch eine lange Wanderung ermüdet haben; ich muß Dir also Deine mathematischen Beweise bis auf ein anderes Mal schenken.

Zweite Abtheilung.

Felix, Victor, Leopold und Andere.

Felix. Seid gegrüßt, meine Herren, von mir und von den Andern. Wir wollen durch unsere Ankunft euer Gespräch nicht unterbrechen.

Julius. O, das Gespräch wird nicht leicht zu

Ende gebracht; es handelt sich von nichts Geringerem, als von dem Mysticismus. Das ist ein weitläuftiges Kapitel.

Felix. Aber auch wohl eines Gespräches werth. Nicht wahr, meine Freunde, wir lagern uns Alle hier, und bitten Ernst, Alexander und Julius das Gespräch fortzusetzen.

Alle die Übrigen. Ja, ja, darum bitten wir; das können sie uns nicht abschlagen.

Ernst. Ich für meinen Theil gebe nicht gern ein unvollendetes Gespräch auf.

Alexander. Und ich sehe keinen Grund eine Untersuchung zu unterbrechen, die uns Allen so wichtig sein muß.

Julius. Ich müßte ja eigensinnig scheinen, wenn ich mich nicht dem Wunsche von euch Allen fügen wollte; aber ich kann doch nicht unterlassen die Bemerkung zu machen, daß unseren neuangekommenen Freunden der Zusammenhang fehlt, da sie nicht den Anfang unseres Gesprächs gehört haben.

Ernst. Dem kann leicht abgeholfen werden. Wir sind noch nicht über so viel einig geworden, daß es sich nicht bald wiederholen ließe. Und daß des Gespräches Leben und Kräfte nicht aus den bloßen Resultaten erkannt werden, sagt hier ja nichts. Sie wissen ja Alle, daß Du Julius, von keinem geringern Eifer gegen die philosophischen Systeme beseelt wirst, wie ein Inquisitor gegen den Protestantismus, und daß wir Beide, Alexander und ich, dagegen, den Werth der philosophischen Forschung erkennen, obgleich wir über deren Resultate nicht einig sind. Ich halte es sogar für einen Vortheil, daß wir im Anfang nicht Mehrere waren;

denn sonst wäre es schwerlich zu einem untersuchenden Gespräch gekommen. Einige unserer neuangekommenen Freunde würden sich schwerlich enthalten haben, wegen Deiner Ausfälle gegen das Bestreben der neueren Zeit auf Dich einzustürmen, und auf mich wegen der Ruhe, womit ich sie anhörte. Aber seht, jetzt sind wir Herren des Gespräches, und bedingen uns im voraus das Recht, es fortzusetzen, wie wir selbst wollen.

Felix. Nicht wahr, meine Freunde, wir gehen auf die Capitulation ein?

Alle die Übrigen. Zugestanden!

Felix. Laßt uns also zur Sache kommen.

Ernst. Veranlassung zum Gespräch gab Julius, welcher behauptete, daß aller Mysticismus Schwärmerei sei. Er nannte nämlich Schwärmer Diejenigen, welche für etwas eingenommen sind, das sie nicht verstehen, und weil die Mystiker seiner Meinung nach in diesem Falle sind, so glaubt er mit Sicherheit schließen zu können, daß alle Mystiker Schwärmer sein müßten. Ich forderte ihn zu einer genaueren Untersuchung auf. Den Begriff der Schwärmerei prüften wir gerade nicht so genau von allen Seiten, weil wir fanden, daß es genug sei, wenn Julius uns einräumte, daß Derjenige, welcher gegen Etwas eingenommen sei, was er nicht verstehe, nicht minder als Schwärmer angesehen werden könne, wie Derjenige, welcher für etwas eingenommen sei, das sein Fassungsvermögen überstiege. Wichtiger dagegen war es uns, einen bestimmten Begriff von Mysticismus aufgestellt zu erhalten, um zu sehen, ob doch nicht im Mystischen eine Art Verständniß stattfinden müsse. Alexander und ich untersuchten deßhalb zuerst die Natur der mystischen Zeichen, und wir fanden, daß

dazu eine geheime Übereinstimmung zwischen dem Zeichen und dem Wesen des Bezeichneten gehöre. Die Vorstellung unseres Geistes von dem innern Wesen eines Dinges nannten wir eine Idee, und so wurden wir darüber einig, daß die mystischen Zeichen Ideen, nicht bloße Gedanken vorstellen sollten. Es mußte also eine geheime, unsern Seelenkräften nicht ganz durchschauliche Vernunft in dem Mystischen liegen. Julius glaubte hierin einen Widerspruch zu finden, meinend, daß die Vernunft sich nothwendig selbst verstehen müsse. Ich gestand ihm wohl das Letzte zu, aber indem ich einen Unterschied in unserer Vernunft und der Vernunft in sich selbst machte, behauptete ich, daß es kein Widerspruch sei, wenn man annähme, daß es eine höhere, unsrer Vernunft unfaßliche Vernunftwelt gäbe, in deren Unendlichkeit es liegt, daß unsere Vernunft sie nur stückweise umfassen könne, sowie die Sinne nur stückweise die Sinnenwelt zu umfassen vermögen. Julius war mit diesem Beispiel nicht zufrieden, sondern verlangte eins aus der Vernunftwelt selbst. Wir standen gerade im Begriff eins aus der Mathematik zu wählen, als Ihr zu uns kamt. Verhielt es sich nicht so, Julius?

Julius. Vollkommen. Aber ich fürchte, daß ich Dein mathematisches Beispiel nicht verstehen werde, und noch weniger es prüfen kann.

Ernst. Sei nur ohne Sorge. Daß Du es verstehst, dafür muß ich sorgen. Daß ich Dich durch das Beispiel nicht irre führe, darauf soll Alexander achten, so wie alle die übrigen von unsern Freunden, welche Mathematik verstehen. Also zur Sache. Du weißt ohne allen Zweifel, wenigstens historisch, daß die Mathematiker in einen einzigen Ausdruck, eine Formel, wie

sie es nennen, das Wesen aller Kegelschnitte niederzulegen wissen, so daß man bloß Alles, was in diesen Ausdrücken liegt, zu entwickeln braucht, um alle Kegelschnitte und die ganze Natur derselben zu finden.

Julius. Ich weiß es.

Ernst. Und daß der Mathematiker, schon bevor er seine Formel entwickelt hat, weiß, daß sie die Natur verschiedener krummer Linien enthält.

Julius. Unläugbar.

Ernst. Er sieht also ein, daß der vorliegende Ausdruck eine Menge wichtiger Sätze enthält, ohne sogleich angeben zu können, welche?

Julius. Dem läßt sich nicht widersprechen.

Ernst. Also sieht der Mathematiker ein, daß etwas Vernünftiges in seiner Formel liegt, ohne sogleich einzusehen, was es ist?

Julius. Nein, sogleich wohl nicht.

Ernst. Aber es gibt noch mathematische Ausdrücke einer höhern Ordnung, welche die Natur so vieler krummen Linien enthalten, daß man sie bis jetzt noch nicht daraus hat entwickeln können.

Julius. Ich nehme es auf Dein Wort an.

Ernst. Von diesen Formeln lassen einige sich vielleicht niemals entwickeln.

Julius. Auch das will ich annehmen.

Ernst. Also haben wir hier ein Beispiel von einer Vorstellung, von welcher wir mit Gewißheit wissen, daß sie etwas Vernünftiges in sich verborgen enthält, das uns doch unzugänglich ist.

Julius. Das muß ich wohl zugeben. Aber willst Du denn solche mathematische Formeln mystisch nennen?

Ernst. Wenn wir finden, daß sie diesen Namen verdienen, so soll sicherlich keine Furcht vor der Sonderbarkeit uns davon zurückhalten, es zu sagen. Aber wir können wohl fürs Erste diese Sache unentschieden lassen.

Julius. Es mag sein; aber ich wünschte, daß Du aus dem wirklichen Dasein ein Beispiel des Mystischen gewählt hättest, oder gibt es darin kein solches?

Ernst. Ja gewiß. Das ganze Dasein kann als Beispiel dafür dienen.

Julius. Ich fühle, daß ich nichts dagegen sagen kann, und doch befriedigt mich dies Beispiel nicht.

Alexander. Es kommt auch mir vor, daß unser Ernst uns hier Eins für ein Anderes gibt; denn wohl ist es unläugbar, daß die Ursache alles Daseins uns unbekannt ist, und insofern geheimnißvoll; aber nicht Das, dessen Ursache ein Geheimniß ist, nennen wir mystisch, sondern Das, was selbst ein Geheimniß einschließt.

Ernst. Ich dachte es wohl, daß der Gegenstand als Beispiel zu groß sein würde. Laßt uns denn diese kleine bescheidene Pflanze wählen. Was sind ihre wesentlichen Grundbestandtheile?

Alexander. Ich weiß es nicht, sag' es mir.

Ernst. Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff. Aber diese Buche, deren Krone uns Alle beschattet?

Alexander. Ich weiß es ebenso wenig.

Ernst. Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff. Aber die Erde, auf welche Du trittst?

Alexander. Besteht sie vielleicht auch aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff?

Ernst. Du räthst richtig.

Julius. Ich kenne aber keine von diesen Materien.

Ernst. Das ist auch nicht nothwendig, es kann Dir genügen, daß das Veilchen und die Buche, die Rose und die Erde, auf welche Du trittst, alle dieselben Grundbestandtheile haben.

Julius. Ist dies aber auch eine unumstößliche Wahrheit?

Ernst. Daß alle diese Dinge bei chemischer Behandlung dieselben Produkte geben? Ja.

Julius. Aber was willst Du daraus ableiten?

Ernst. Daß es nicht die Masse ist, welche einen körperlichen Gegenstand zu Dem macht, was er ist. Willst Du vielleicht hierfür noch einen andern Beweis haben?

Julius. Ich wünschte es.

Ernst. Wenn Du einem Menschen, oder auch einem weniger vollkommenen Thiere die Gelegenheit zu athmen benimmst, was wird dann geschehen?

Julius. Der Tod würde eine unausbleibliche Folge sein.

Ernst. Geht dabei irgend ein Theil des Körpers fort? oder kommt vielleicht etwas hinzu?

Julius. Nicht, so viel ich weiß.

Ernst. Und bevor der Körper in Fäulniß überzugehen angefangen hat, ist kaum irgend eine Veränderung in der Menge der Grundbestandtheile vor sich gegangen?

Julius. Ich glaube es kaum; aber wie erhalten wir Gewißheit darüber?

Ernst. Wir haben es versucht lebendige Thiere in Räume einzusperren, aus denen keine Materie hin-

ausgehen, und in welche keine hineinkommen konnte. Sie sind darin aus Mangel an Luft zum Einathmen gestorben, und wir haben keine dem Körper entweichende Materie bemerkt, bevor die Fäulniß eintrat.

Alexander. So beruht denn das ganze Wesen einer Organisation auf der Weise, in welcher die Theile zusammengefügt sind?

Ernst. Oder vielmehr zusammengefügt werden.

Alexander. Wie meinst Du das?

Ernst. Nimmst Du an, daß die Verbindung, welche die Grundbestandtheile eines Körpers eingegangen sind, eine ruhende oder eine bewegte sei? Ich meine, ob Du glaubst, daß sie ein für allemal unveränderlich zusammengefügt sind, oder ob sie beständig wechseln, oder ob sie vielleicht einen Mittelweg zwischen beiden Zuständen halten, so daß sie bald im Stillstand, bald in Bewegung sind?

Alexander. In den Organisationen, welche uns am nächsten liegen, scheint die Wirksamkeit nie zu schlummern.

Ernst. Aber scheint Dir wohl, daß dieselbe ununterbrochene Wirksamkeit auch in allen ihren Theilen stattfinde?

Alexander. Das zu entscheiden möchte ich weniger wagen.

Ernst. Aber wenn Du irgend einen wesentlichen Theil aus einem organischen Geschöpf nimmst, und denselben vom Ganzen losgerissen zu bewahren suchst, glaubst Du dann, daß er unverändert seine Natur behalten werde?

Alexander. Gewiß nicht.

Ernst. In der Organisation dagegen würde er sich haben erhalten können?

Alexander. Ja, vermittelst der Einwirkung aller übrigen Theile darauf.

Ernst. Und die Wirkung dieser kann nicht ohne Gegenwirkung sein?

Alexander. Ich verstehe Dich; alle Theile sind also in ununterbrochener Wirksamkeit.

Ernst. Und ohne dieselbe würde die Organisation aufhören Organisation zu sein?

Alexander. Davon fühle ich mich jetzt überzeugt.

Ernst. Also beruht das Dasein einer Organisation nicht blos auf der Weise, in welcher die Theile zusammengefügt sind, sondern auf derjenigen, in welcher sie unaufhörlich zusammengefügt werden.

Alexander. Darin hast Du sicher Recht.

Ernst. Und ich kann hinzufügen: Je genauer wir uns mit einer Organisation bekannt machen, um so vollkommener fühlen wir die Nothwendigkeit dieser ununterbrochenen Wirksamkeit. Nährte nicht das Athemholen eine unaufhörliche Flamme in deiner Brust; trieb das Herz nicht jeden Augenblick das Blut durch alle deine Adern bis in die feinsten, unsichtbaren Röhrchen; würden nicht jeden Augenblick neue Nahrungsstoffe in alle Theile deines Körpers geführt; wahrlich, Du müßtest sogleich aufhören Das zu sein, was Du bist, ein lebendes Wesen.

Alexander. Ich glaube Dich nun vollkommen zu verstehen. In jedem Punkte einer Organisation ist Leben und Wirksamkeit ohne Ende. Jeder Theil besteht nur durch die Wirksamkeit aller der andern, und selbst muß er wieder das Seinige zur Erhaltung aller der

übrigen beitragen. Das Ganze ist nichts Anderes, als die geordnete Verbindung aller dieser Theile. Kurz, eine Organisation ist eine Welt von Kräften und Wirkungen, die in ein Chaos zurückfallen würde, wenn die Wirksamkeit stürbe. Der Gedanke ist mir nicht so fremd, wie Du es, unserem Gespräche nach, vermuthen könntest.

Ernst. Das freut mich; hättest Du ihn Dir nicht recht klar gemacht, so würdest Du mir nur mit halber Seele weiter folgen. Aber was sagst Du von den unorganischen Körpern?

Alexander. Diese scheinen mir eher in einem Zustand der Unveränderlichkeit zu sein.

Ernst. Aber Du glaubst doch wohl kaum, daß es irgend einen Körper gibt, der nicht mit anderen in Wechselwirkung steht?

Alexander. Unmöglich!

Julius. Gestehe dies nicht so leicht zu.

Ernst. Wo glaubst Du, daß der Stein, welcher vor deinem Fuß liegt, bleiben würde, wenn die Erde ihn nicht anzöge?

Julius. Das weiß ich nicht.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß er der Anziehung des Mondes oder der Sonne folgen würde?

Julius. So ist ja die Meinung der Astronomen.

Ernst. Wenn aber die Erdmasse für diesen Stein durchdringlich wäre?

Julius. So würde er gegen den Mittelpunkt der Erde sinken.

Ernst. Also wird die Stelle des Steins durch die Undurchdringlichkeit und Anziehungskraft der Erde bestimmt. Der Stein behauptet also seine Stelle nicht

durch seine eigene Kraft, sondern durch den Streit anderer Kräfte.

Julius. Gut; aber die Stelle, welche ein Körper einnimmt, macht auch nichts von seinem Wesen aus.

Ernst. Hast Du niemals erfahren, daß Steine sich durch die Einwirkung des Wassers und der Luft in Erde verwandeln?

Julius. Ja, man nennt dies eine Verwitterung.

Ernst. Glaubst Du nicht, daß der Stein dieser Veränderung einige Kraft entgegensetzt?

Julius. Das glaube ich wohl.

Ernst. Also ist der Stein in Wechselwirkung mit der übrigen Natur?

Julius. Das muß wohl gelten.

Ernst. So ist jeder andere unorganische Körper in Wechselwirkung mit der ganzen Natur.

Julius. Zugestanden.

Ernst. Wenn also eine sehr große Masse von der Erde fortgenommen werden, oder ihren Platz darauf verändern könnte, so würde dies eine große Umwälzung verursachen?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Eine kleinere Masse fortgenommen, würde eine kleinere Wirkung hervorbringen.

Julius. Freilich, das versteht sich.

Ernst. Und die Veränderungen, welche in einer Masse hervorgebracht werden, die gegen die Erde sehr klein ist, sind unmerklich?

Julius. Das ist wohl ebenso unläugbar.

Ernst. Es scheint also mit der Erdkugel wie mit den Organisationen zu gehen?

Julius. Aus dem, was Du sagst, scheint es

freilich zu folgen; ich muß aber doch ehrlich gestehen, daß ich hier nicht die vollkommene Ähnlichkeit zwischen der Erdkugel und einem organischen Geschöpf finde. Ich kann mich nicht daran gewöhnen, mir die Erde anders als in einem stillestehenden Zustand vorzustellen.

Ernst. Das ist eine ziemlich natürliche Gewohnheit. Aber sieh, was mag das sein, was Victor betrachtet?

Victor. Es ist ein Stein, den ich im Berge hier hinter dem Walde gefunden habe, er enthält verschiedene Schaalthiere; der Berg muß sich früher auf Meeresgrund befunden haben.

Ernst. So wie die ganze Oberfläche der Erde.

Victor. Unläugbar. Wir finden überall dieselben Spuren. Das Meer muß öfter die Erde überschwemmt und sich wieder zurückgezogen haben; denn wie sollten wir sonst in den tieferen Schichten der Erde die vielen kenntlichen Reste einer untergegangenen Vorwelt finden! Also, Julius, Du mußt wohl zugeben, daß die Erde nicht in einem blos ruhenden Zustand ist?

Julius. Sie ist in Bewegung gewesen, aber vielleicht stoßweis.

Ernst. Daß aber die Oberfläche der Erde sich jetzt jeden Augenblick durch den Einfluß der Sonne, der Luft und des Wassers verändert, das mußt Du doch zugeben. Erzeugt nicht jeder Frühling eine neue Pflanzenwelt, die im Herbste untergeht, und vor Ende des Winters einen Theil der Erdoberfläche ausmacht! Hebt und senkt sich nicht das Meer jeden Tag mit abwechselndem Pulsschlag! Ist nicht die Magnetnadel, der Zeiger des inneren magnetischen Zustandes der Erde, in unablässigem Zittern begriffen?

Julius. Ich gebe es zu. Aber tief innerhalb im Schooß der Erde, welche Wirksamkeit ist dort?

Ernst. Du hast mir schon früher zugestanden, daß der eine Theil durch seine Anziehung den anderen trägt, aber ist diese Anziehung nicht eine ununterbrochene Wirksamkeit?

Julius. Es ist eine.

Ernst. Jeder Theil in der Erde, muß doch wohl eine gewisse Wärme oder Kälte haben?

Julius. Das ist wohl keine Frage.

Ernst. Und sie müssen mit Rücksicht hierauf entweder im Gleichgewicht sein oder nicht?

Julius. Eins von beiden muß ja nothwendiger Weise sein!

Ernst. Jeder Körper strebt also einen Theil seiner Wärme oder Kälte an alle umliegenden abzugeben.

Julius. Richtig.

Ernst. Und alle umliegenden haben dasselbe Bestreben mit Rücksicht auf ihn?

Julius. Das versteht sich.

Ernst. Das Gleichgewicht besteht darin, daß diese Bestrebungen gleich sind.

Julius. Unläugbar.

Ernst. Sie sind also in Wechselwirkung, sie mögen im Gleichgewicht sein oder nicht!

Julius. Wahr genug. Hier haben wir die Wirksamkeit für noch eine andere Kraft dargethan.

Victor. Aber so streben ja alle Naturkräfte sich in Gleichgewicht zu setzen. Die chemischen Anziehungen z. B. äußeren sie sich nicht zwischen allen Körpern durch ein Bestreben danach aneinander zu hängen? Ist dies Bestreben nicht gegenseitig? Ist es nicht das, welches

durch Jahrhunderte ununterbrochen eine Masse von Kalk und Kiesel härtet, und den ehrwürdigen alten Mauern ihre bewunderte Härte gibt. Muß nicht überall jeder Körper streben, chemische Verbindung, die höchste Vereinigung zwischen Materie und Materie, mit allen umliegenden einzugehen; und kommt es auf etwas Anderes als auf die widerstehenden Kräfte an, ob die Vereinigung vor sich gehen soll oder nicht?

Alexander. Ich denke wohl, Julius, daß deine Einbildungskraft sich jetzt mit der inneren und äußeren unermüdlichen Wirksamkeit der Erdkugel vertraut gemacht hat?

Julius. O ja, es scheint mir schon, daß der Boden sich unter mir bewegt.

Alexander. Das thut er ja auch; er läuft täglich einen längeren Weg mit Dir, als Du in deinem ganzen Leben gehen wirst!

Julius. Nun gut; die Erde ist dann wie die philosophischen Systeme und wie alle Theorien; da ist keine Ruhe, nichts steht fest darin.

Ernst. Du sagst vielleicht mehr die Wahrheit, als Du es glaubst. Der menschliche Geist befindet sich, wie die Natur, in einer beständigen Entwicklung. Entgegengesetzte Elemente streiten: Alles scheint beim ersten Blick ein unregelmäßiger Kampf von wilden Kräften zu sein; aber für den tiefer eindringenden Blick ist Alles ein harmonisches Streben nach einem herrlichen Ziel.

Julius. Ich darf Dir wohl nicht widersprechen, damit wir uns nicht von unserm Ziel entfernen. Ich sehe kein Ende unserer Untersuchung.

Ernst. Es ist auch nicht nahe. Ich fürchte, daß dieses Gespräch Euch bereits ermüdet. Wir wollen es

also für dieses Mal abbrechen, und uns erinnern, daß wir, um das große Mysterium zu entdecken, das sich in der Natur offenbart, zu zeigen begonnen haben, daß es in ihr nichts Stillstehendes gibt.

Felix. Du scherzest auf Deine Weise. Gott verhüte, daß wir uns jemals so den Kleinigkeiten hingeben, daß wir mitten in einer Untersuchung über das Grundgeheimniß der Welt inne halten sollten.

Ernst. Ihr wollt also hören. Gut, ich gehe denn weiter. Es ist mir nicht genug gezeigt zu haben, wie Alles auf der Erde in einem unaufhörlichen Wechsel begriffen ist, ich muß auch zeigen, daß Dasselbe bei dem ganzen großen All stattfindet. Ihr wißt, daß alle Planeten sich um die Sonne, und zwar auf dieselbe Weise wie unsere Erde, bewegen. Sie müssen also ihre Tages- und Jahreszeiten, und ihre magnetischen Abwechselungen so wie sie haben. Um viele haben wir einen Dunstkreis bemerkt, gleich dem, welcher unsern Erdball umringt; Winde und Wetterveränderungen müssen sie also haben, so wie wir. Berge und Thäler haben sie nicht minder (wir haben sogar viele derselben gemessen); sie müssen also auch große Umwälzungen gehabt haben; gleich denjenigen, welche Berge auf unserer Erde hervorbrachten. Kurz, sie müssen sich wie die Kugel, welche wir bewohnen, entwickelt haben. — Aber was ist es, das jeden derselben in seinem bestimmten Raum hält, und macht, daß alle jene bleibenden Veränderungen darauf stattfinden können? Ist es etwas Anderes als die Bewegung, welche sie ewig in ihren Bahnen hält! Aber nun die Sonne, dieser Mittelpunkt für alle diese Kugeln, was hält sie? Kann es wohl etwas Anderes sein, als die Bewegung um einen höhe-

ren Mittelpunkt! Ja, ich darf kühn fragen: was ist es, das dieses ganze große All zu einer Welt macht? und schwerlich darf irgend Jemand anders antworten als: die ewige ununterbrochene Kette von Wirkungen. Ohne sie müßte Alles in eine einförmige Masse zusammenfallen.

Alexander. Das scheinst Du mir mit dem vollsten Recht behaupten zu können.

Ernst. Ist Keiner denn unter Euch, der mir irgend einen Gegenstand nennen kann, der sich in einer vollkommenen innern Ruhe oder innern Rast befände? Ihr schweigt Alle? Gut, ich will denn glauben, daß Ihr mit mir annehmt, es existire nichts, wovon man so etwas behaupten könne. Aber an Dich, Julius, will ich doch noch eine Frage richten. Was meinst Du wohl, was sollte die Materie selbst sein?

Julius. Kann irgend ein Mensch das wohl sagen!

Ernst. Aber woher wir wissen, daß Materie vorhanden ist, das kannst Du wohl sagen?

Julius. Sie macht ja Eindruck auf uns.

Ernst. Wir wissen also das Dasein der Materie daraus, daß sie auf uns wirkt, und nicht aus etwas Anderem?

Julius. Ja auch aus der Wirkung der einen Materie auf die andere.

Ernst. Was doch wieder nur durch einen Eindruck auf uns erkannt wird?

Julius. Unläugbar.

Ernst. Wir kennen also die Materie bloß durch

ihre Wirkung; und wissen nichts Anderes von ihr, als daß sie Wirkungen hervorbringen kann?

Julius. Ich gestehe nichts Anderes zu wissen.

Ernst. Aber diese Wirkungen setzen nothwendig etwas Wirksames voraus?

Julius. Gewiß.

Ernst. Und dies nennen wir Kraft?

Julius. Ja.

Ernst. Wir kennen also die Materie bloß als etwas Wirksames, als Kraft?

Julius. Das hab' ich zugegeben.

Ernst. Insoweit dieses Wirksame im Raum weilt, erscheint dieser unsern Sinnen als angefüllt.

Julius. Das folgt daraus.

Ernst. Die ganze Natur, mit Allem was darin todte unveränderliche Masse scheinen könnte, löst sich also für die tiefere Betrachtung in Wirksamkeit auf.

Alexander. In Wahrheit ein schönes Resultat! Aber so wird ja jedes Dasein nichts Anderes als ein Übergang von Einem zum Andern.

Ernst. Gut.

Alexander. Und alles Dasein verschwindet.

Ernst. Das, was die Meisten so nennen.

Alexander. Unser eigenes Dasein selbst scheint mir hierdurch zu einem flüchtigen Spiel unbekannter Kräfte verwandelt. Vergib mir, das ist eine sehr trostlose Lehre.

Ernst. Die Frage ist nur, ob was wir sprechen, Wahrheit ist. Diese ist oft unbarmherzig. Bedenke selbst, ob Du etwas Anderes vom Dasein sagen kannst, als daß es ein ewiger Wechsel von Ursprung und

Untergang ist, zwischen jedem nur ein unerfaßliches Jetzt.

Alexander. Du nanntest in diesem Augenblick selbst, was keinem Wechsel unterworfen ist, die Wahrheit.

Ernst. Gut. Die Meinungen der Menschen über die Wahrheit können wechseln, die Wahrheit selbst ist ewig. Du hast mich in diesem Augenblick vortrefflich darauf hingeführt. Aber ist die Wahrheit ein Theil des Daseins?

Alexander. Ich wünschte ja sagen zu können; aber ich muß wohl zugeben, daß sie der Vernunft angehört; denn je weniger sinnliche Eindrücke wir zu einem Satz entlehnt haben, in desto klarerem Lichte steht er vor uns. So sind die mathematischen Sätze reine Vernunftaussagen über Größen und Formen, und stehen vor unserm innern Auge im höchsten unveränderlichen Lichtglanz der Wahrheit.

Ernst. Wenn Du Dir also die Vernunft rein denken könntest, uneingehüllt von der sinnlichen Natur, so schautest Du das Unveränderliche selbst?

Alexander. Gewiß.

Ernst. Eine solche unverhüllte Vernunft ist das, was wir uns in der Gottheit denken.

Alexander. So ist's.

Ernst. Und die unsrige können wir als einen Funken davon betrachten?

Alexander. Ich glaube es; wage aber nicht, alle meine Überzeugung auf eine Idee zu bauen, die so sehr mein Fassungsvermögen übersteigt.

Ernst. Wir wollen auch nichts darauf bauen, obgleich es sich vielleicht zeigen würde, daß es die festeste Klippe wäre, die wir als Grundlage wählen könnten.

Aber an die Überzeugung, daß die Vernunft in sich selbst unveränderlich ist, dürfen wir uns wohl halten?

Alexander. Mit vollkommener Sicherheit wie mir scheint.

Ernst. Wenn wir also eine Vernunftoffenbarung in der Natur finden könnten, so hätten wir in derselben etwas Unveränderliches, etwas Ewiges entdeckt?

Alexander. Das glaube ich mit Dir.

Ernst. Wir wollen zu dem zurückkehren, was wir verließen, und dort suchen. Wir fanden, daß die Materie ohne Bewegung niemals ein Ganzes wie unser Sonnensystem bilden könne. Aber ist denn jede Bewegung, sie mag so regellos sein wie sie will, es hervorzubringen geeignet?

Alexander. Nein; sie muß nothwendig gewissen Regeln folgen, welche wir Naturgesetze nennen.

Ernst. Können diese abwechseln wie die Gegenstände, oder sind sie unveränderlich?

Alexander. Das Letztere, nothwendiger Weise. Die Erde bewegt sich jedes Mal in gleich langer Zeit um die Sonne, und immer in einer krummen Linie von der Art, die wir Ellipsen nennen.

Ernst. Und die andern Planeten?

Alexander. Wie wir Alle wissen, ebenfalls in Ellipsen. Und in jedem Theil ihrer Bewegung befolgt die eine Weltkugel so genau dieselben Gesetze wie die andere, daß man, wenn man die Gesetze der Bewegung für eine derselben kennt, sie für alle kennt. Seit Jahrtausenden haben Menschen, obgleich mit ungleicher Einsicht, diese mit den Gesetzen übereinstimmenden Bewegungen am Himmel beschaut, ohne daß sich irgend eine Ausnahme von den großen Grundgesetzen gezeigt hätte.

Man hat nach diesen Gesetzen vorausberechnet, was kommen sollte, und es ist richtig eingetroffen; man hat zu Erscheinungen, welche in alten Geschichten berichtet werden, zurückgerechnet, und hat dieselben Gesetze bestätigt gefunden.

Ernst. Und noch mehr!

Alexander. Was meinst Du?

Ernst. Wer über die Natur der Bewegung nachgedacht hat, und mit den großen Entdeckungen der Mathematiker hierüber vertraut ist, der wird eine Ausnahme hiervon für unmöglich halten.

Alexander. Darüber sind alle Sachkundigen einig.

Ernst. Unsere Überzeugung von der Richtigkeit jener Gesetze gründet sich folglich nicht allein auf Mannigfaltigkeit der Erfahrungen, sondern auf Einsicht in die Natur der Dinge.

Alexander. Wie anders; die Erfahrung kann uns ja nicht lehren, daß ein Ding nothwendig ist, sondern blos, daß es oft stattgefunden hat.

Ernst. Zu sagen, daß eine Überzeugung sich auf Einsicht gründet, ist doch wol dasselbe, als daß sie sich auf die Vernunft gründet?

Alexander. Unläugbar.

Ernst. Aber die Gegenstände, über welche hier verhandelt wird, sind ja außerhalb der Vernunft?

Alexander. So ist's.

Ernst. Der Gedanke dagegen, der damit verbunden werden soll, um eine Einsicht zu bilden, ist in der Vernunft?

Alexander. Ich verstehe Dich. Du willst fragen, durch welches Mittel wir nun diese beiden Dinge verbinden, die von zwei so verschiedenen Welten herge-

holt zu sein scheinen. Ich wünschte lieber Deine Meinung darüber zu hören, als die meinige zu sagen.

Ernst. Ich fürchte, daß es uns zu weit vom Ziel führen wird, wenn wir diese Materie zu erschöpfen versuchten; aber ebenso wie man in den einzelnen Wissenschaften entlehnte Sätze braucht, die ihren Beweis anderwärts herholen, so bedarf auch das Gespräch oft der Vereinigungssätze, in welchen man nämlich voraussetzen darf, daß die sich Unterhaltenden, trotz aller andern Ungleichheiten der Meinungen, einig sind.

Alexander. Und welche Vereinigungssätze sollen wir denn aufstellen?

Ernst. Für's Erste denke ich, daß Du mit mir annimmst, daß wir, um eine Einsicht über irgend einen Gegenstand zu erhalten, uns vor Allem eine vernünftige Vorstellung von seiner Natur bilden müssen.

Alexander. Das ist wol sicher.

Ernst. Den ersten Grad solcher Vorstellung von einem Dinge nennen wir dessen Begriff.

Alexander. Richtig.

Ernst. Eine höhere Ordnung davon nennen wir die Idee des Dinges.

Alexander. Das streitet nicht gegen unsere früheren Bestimmungen.

Ernst. Zweitens hoffe ich, daß Du auch mit mir annimmst, daß im Dinge selbst etwas sein muß, das mit dessen Begriff übereinstimmt.

Alexander. Das versteht sich wol von selbst, daß das Ding die Eigenschaften haben muß, welche der Begriff angibt, und diese wieder einen Zusammenhang, gleichfalls mit dem Begriff übereinstimmend.

Ernst. Und eine ähnliche Übereinstimmung müs-

sen wir auch für die Idee und das dazu gehörende Ding annehmen.

Alexander. Unläugbar.

Ernst. Aber könnten wir dies nicht das Vernünftige in den Gegenständen nennen?

Alexander. Wie anders!

Ernst. Also haben wir doch die Vernunft in der Natur wiedergefunden.

Alexander. Ich habe das schon zugegeben, und doch schwebt mir ein Zweifel vor, von dem ich kaum selbst recht weiß, ob ich ihn ausdrücken kann, es kommt mir nämlich vor, daß die Gegenstände wol Eigenschaften haben könnten, die mit der Vernunft übereinstimmen, ohne gerade, wie Du zu meinen scheinst, eine verborgene Vernunft in sich zu schließen.

Ernst. Wir sind darin doch einig, daß wir nichts in den Gegenständen entdecken und nichts zu ihrem Dasein nothwendig finden, ausgenommen eine Wirksamkeit und eine gewisse Weise, in welcher diese sich äußert.

Alexander. Das ist Dir zugestanden.

Ernst. Die Wirksamkeit allein würde keinen Gegenstand geben.

Alexander. Nein; die unbestimmte Wirksamkeit muß sich erst in eine bestimmte verwandeln, und dies geschieht durch die Naturgesetze, wonach sie wirkt.

Ernst. Die Naturgesetze liegen also in der Natur.

Alexander. Ich bin geneigt dies anzunehmen; aber ich muß doch gestehen, daß ich nicht weiß, was wir Denjenigen antworten sollen, welche behaupten, daß die Naturgesetze nichts Anderes sind, als die Auffassungsformen unsers eigenen Wesens.

Ernst. Ich verstehe Dich. Nach der Meinung

einiger Derselben, ist in den Gegenständen ein unbekanntes Etwas, das von jedem Wesen, der Natur seines Erkenntnißvermögens nach, vernommen oder begriffen werden muß. Wie ein Stempel in Wachs abgedrückt ein Bild gibt, worin das Wachs das Material ist, die Form dagegen von dem Stempel herrührt, so sollte auch unsere Kenntniß von der äußern Welt das Produkt jenes unbekannten Etwas in den Gegenständen und der Natur unseres Fassungsvermögens sein. Meinst Du Diese?

Alexander. Nicht allein Diese, sondern auch Diejenigen, welche annehmen, daß die ganze Natur bloß eine Hervorbringung der nothwendigen und unbewußten Gesetze unseres eigenen vollstellenden Wesens ist.

Ernst. Sollen wir glauben, daß wir mit allen Diesen zu thun haben?

Alexander. Das scheint mir doch so.

Ernst. Diese unsere vermeintlichen Gegner geben doch zu, daß es vor aller Erfahrung eine äußere Natur gibt?

Alexander. Das nehmen sie ohne allen Widerspruch an.

Ernst. Und in dieser Erfahrungswelt nehmen sie doch sowol Gegenstände wie auch Naturgesetze an?

Alexander. Ja.

Ernst. Und nehmen darin Alles in denselben Verhältnissen an, wie Andere es annehmen, die nicht dieselben Grundvorstellungen haben?

Alexander. Das erklären sie ausdrücklich.

Ernst. Also können wir ja fortfahren von der Natur zu reden, von den Gegenständen darin und den Gesetzen für ihre Wirkungen, ohne von Diesen angeta-

stet zu werden, wenn wir nur nicht versuchen, etwas über den ersten Ursprung der Dinge zu entscheiden.

Alexander. Aber können wir uns dieser Bedingung unterwerfen?

Ernst. Fürs erste. Wir wollen uns bemühen einem so gefährlichen Streit so lange wie möglich zu entgehen.

Alexander. Gut. Wir wollen also in der Bedeutung, welche sich aus unserer vorigen Rede ergibt, festgesetzt haben, daß die Naturgesetze wirklich in der Natur liegen.

Ernst. Aber nun behaupte ich weiter, daß die Naturgesetze Dasselbe sind, wie die Vernunft in der Natur.

Alexander. Hierfür wünschte ich die strengsten Beweise zu sehen; denn ich fühle die Wichtigkeit dieser Behauptung.

Ernst. Erinnerst Du Dich aus dem Gespräch, das wir vor zwei Jahren über die Tonkunst führten, an nichts, was meiner Behauptung zur Stütze dienen könnte?

Alexander. Ich habe es schwerlich vergessen, wenn Du mich nur etwas bestimmter daran erinnern möchtest.

Ernst. Wenn wir eine regelmäßige Figur zeichnen z. B. einen Zirkel, ein Quadrat oder dergleichen, drückt dann nicht diese Zeichnung einen Gedanken aus?

Alexander. Ohne Zweifel, und ich erinnere mich dessen recht gut, daß wir davon gesprocheu haben.

Ernst. Aber wenn wir zufällig dieselben Figuren finden, sie mögen übrigens hervorgebracht sein wie sie wollen, so liegt doch derselbe Gedanke darin; so drücken sie doch denselben Gedanlen aus?

Alexander. Das ist wahr!

Ernst. Wenn ich also eine Ellipse beschreibe, so drücke ich ebenfalls einen Gedanken aus?

Alexander. Sicher, ebensowohl als wenn Du einen Zirkel beschreibst.

Ernst. Und wenn ich eine Ellipse in der Natur wiederfinde, so ist ohne Zweifel derselbe Gedanke darin ausgedrückt?

Alexander. Dem läßt sich nicht widersprechen.

Ernst. Die Bahnen der Weltkugeln drücken also einen Gedanken aus?

Alexander. Das folgt aus dem Vorhergehenden.

Ernst. Aber erinnerst Du Dich nicht ferner, daß wir bei näherer Betrachtung des Zirkels fanden, daß er eine Unendlichkeit von Gedanken enthielt, die jedoch alle in eine Einheit einbegriffen waren?

Alexander. Auch dessen erinnere ich mich. Ich fühle auch recht gut, daß man von der Ellipse dasselbe muß sagen können; denn wenn ich mir nur die mannichfaltigen Sätze denke, welche die Mathematiker von dieser Figur aufzustellen pflegen, und bedenke, daß sie alle aus einem Grundausdruck fließen, so habe ich dort dieselbe Mannichfaltigkeit und Einheit wie im Zirkel. Ich räume also gern ein, daß die Ellipse eine Idee ausdrückt.

Ernst. Aber nun die Bewegungsgesetze im Allgemeinen, scheinen Dir diese nicht gleichsam Vernunftvorschriften für die Natur zu sein?

Alexander. Ich habe darüber nicht so genau nachgedacht.

Ernst. Du weißt doch, daß die Mathematiker nicht viel mehr als die Grundbegriffe der Bewegung bedürfen, um aus ihnen alle Gesetze für die Bewegung abzuleiten?

Alexander. Das weiß ich. Was sie mehr bedürfen, sind nur Voraussetzungen, eine oder die andere

durch die Erfahrung gegebene Kraft oder Eigenschaft betreffend, z. B. die Schwere, die Gleichgültigkeit der Körper gegen Bewegung oder Ruhe u. s. w.

Ernst. Kräfte und Eigenschaften, die wohl aus einem andern Gesichtspunkt sich in derselben Vernunftnothwendigkeit zeigen ließen, wie die Bewegungsgesetze. Doch hier muß es hinreichend sein, daß Du mir zugibst, daß alle die Gesetze, welchen die Bewegung als Bewegung folgt, von ihrem Grundbegriff hergeleitet werden können.

Alexander. Das gebe ich zu.

Ernst. Und dies geschieht durch eine Kette von Vernunftschlüssen?

Alexander. Wie anders?

Ernst. Und nach den Vorschriften der Vernunft?

Alexander. So gewiß wie Vernunft Vernunft ist.

Ernst. Und die solcher Weise aufgefundenen Bewegungsgesetze sind wirkliche Naturgesetze?

Alexander. Auf das Schönste durch die Erfahrung bestätigt.

Ernst. Was also den Vernunftgesetzen nach für die Bewegung gelten müßte, das gilt auch den Naturgesetzen nach dafür?

Alexander. Du hast Recht. Die Naturgesetze für die Bewegung sind wahre Vernunftgesetze.

Ernst. Aber gehen nicht alle Wirkungen in der Natur nach Gesetzen vor sich?

Alexander. Wenn nicht, so müßte sie in sich selbst zerfallen. Ich sehe voraus, daß Du fragen willst, ob diese nicht auch Vernunftgesetze sind. Ich antworte, daß ich wohl geneigt bin es zu glauben, es jedoch nicht so deutlich einsehe.

Ernst. Wir können es auch nicht überall mit derselben Deutlichkeit zeigen, weil wir bei weitem nicht in allen Dingen die Natur so vollkommen kennen, wie in der Bewegung. Indessen wirst Du sicher nicht läugnen, daß Dasselbe, was wir über die Bewegungsgesetze festgesetzt haben, sich auf alle die Naturgesetze anwenden läßt, welche mathematisch erkannt werden z. B. auf die des Lichtes.

Alexander. Ohne Zweifel lassen dieselben Schlüsse sich darauf anwenden.

Ernst. Und beinahe darf ich erwarten, daß Du mir beipflichten wirst, wenn ich behaupte, daß jede Sammlung von Naturgesetzen uns einer Kette von Vernunftgesetzen um so ähnlicher zu sein scheint, je vollkommener wir hinsichtlich derselben in die Natur eingedrungen sind.

Alexander. So kommt es auch mir vor, und ich bin ohnedies entschlossen, Dir als dem Kundigern hierin zu glauben.

Ernst. Sollen wir also annehmen, daß die Naturgesetze in nichts Anderem bestehen, als daß die Wirksamkeit der Natur den Vorschriften der Vernunft folgt?

Alexander. Der Gedanke ist mir sehr klar.

Ernst. Aber das Wesen eines jeden Dinges besteht, wie wir fanden, in der Weise, wie die Wirkungen darin vorgehen?

Alexander. So fanden wir es.

Ernst. Das heißt: das Wesen eines jeden Dinges beruht auf den Naturgesetzen, nach welchen Alles darin vorgeht.

Alexander. Das ist nur Dasselbe, mit andern Worten gesagt.

Ernst. Und mit noch andern ausgedrückt, heißt es: das Wesen eines jeden Dinges beruht auf der Vernunft, welche sich darin offenbart.

Alexander. Vortrefflich.

Ernst. Du erinnerst Dich dessen wohl, daß diese Naturgesetze das Unveränderliche in den Dingen ausmachen.

Alexander. Ja, und daß also die Vernunft das Ewige in der Natur ist.

Ernst. Rufe ferner in Dein Gedächtniß zurück, was wir von allen Eigenschaften eines Dinges sagten, das ein Einziges ausmachen sollte.

Alexander. Alle Eigenschaften mußten zusammenhängen, und eine Einheit ausmachen. Dies scheint mir nun noch klarer geworden zu sein; denn was sind die Eigenschaften anders als Folgen der mit den Gesetzen übereinstimmenden Wirksamkeiten, bildeten diese aber nicht eine Einheit, wie könnte es dann das daraus bestehende Wesen thun?

Ernst. Das Wesen in Dir oder in einem anderen Menschen ist also eine Vernunfteinheit?

Alexander. Ja.

Ernst. Und ewig.

Alexander. Ich läugne es nicht; aber Du mußt doch zugeben, daß das Wesen eines jeden anderen Geschöpfes, sogar unorganischer Körper, diese Ewigkeit hat.

Ernst. Dies scheint freilich unwidersprechlich; aber einen Unterschied wirst Du doch zwischen der Vernunfteinheit im Menschen und der in allen anderen Wesen angeben können?

Alexander. Welchen?

Ernst. Scheint Dir, daß die Vernunfteinheit in einem Thier, einer Pflanze, einem unorganischen Körper die ganze Vernunft in sich schließt, oder nur eine besondere Idee, die für sich, ohne mit der ganzen Vernunft verglichen zu werden, unverständlich sein würde?

Alexander. Das Letztere muß ohne Zweifel der Fall sein.

Ernst. Aber was denkst Du wohl von der Vernunfteinheit im Menschen?

Alexander. Sie muß nothwendig die ganze Vernunft umfassen.

Ernst. Sie hat also ein selbstständiges Vernunftdasein, aber nicht mit der unendlichen Klarheit der ganzen Vernunft; in jedem Menschen wirkt sie nicht mit gleicher Kraft in allen Richtungen. Wir werden jedoch vielleicht zu weit von dem Gegenstande unserer Untersuchung weggeführt.

Alexander. Und doch muß ich Dich bitten mir einen Einwand, oder wenn Du willst, eine Bemerkung noch zu beantworten. Du scheinst mir hier blos die Vernunfteinheit im Menschen als Naturgegenstand bewiesen zu haben, was etwas ganz Anderes als die Ewigkeit der Seele ist.

Ernst. Erst muß ich Dich bitten mir eine Frage zu beantworten. Glaubst Du, daß der Mensch als sinnlicher Naturgegenstand Dasselbe ist wie die Vernunfteinheit im Menschen?

Alexander. Das läßt sich wohl nicht annehmen.

Ernst. Die Vernunfteinheit macht das innere Wesen des Menschen, seine Lebenskraft, seine Seele aus;

aber dieses Wesen ist in unaufhörlichem Wechselkampf mit der äußeren Natur, und der Mensch, als Sinnengegenstand, ist das Erzeugniß hiervon.

Alexander. Ich theile die Überzeugung mit Dir, aber erlaube mir doch, daß ich, bevor wir weiter gehen, mir den Gedankengang in unserer geführten Untersuchung zurückrufe.

Ernst. Das wird uns Beiden nützlich sein, um sie mit desto mehr Glück fortzusetzen.

Alexander. Irre ich mich nicht, so begann der wesentliche Theil der Untersuchung damit, daß wir bemerkten, daß die verschiedensten Dinge dieselben Grundbestandtheile haben könnten, daß folglich die Materie, woraus sie bestehen, nicht ihr Wesen ausmachen könne. Wir fanden ferner, daß jeder Gegenstand in Bezug auf seine Materie in einer beständigen Veränderung ist. Wir erweiterten aus diesem Grunde unseren vorigen Schluß, indem wir annahmen, daß die Materie am Wesen der Gegenstände gar keinen Theil habe; sondern daß sie im Gegentheil in jedem gegebenen Falle ihre Eigenthümlichkeit durch die Weise erhalten müsse, in welcher die Wirkungen in der Natur vorgehen. In der Materie konnten wir nichts Anderes als die Äußerung der Kräfte finden, womit der Eindruck auf unsere Sinne geschieht; nur die Langsamkeit vieler Wirkungen oder Bewegungen war so groß, daß sie uns wie Ruhe oder Rast vorkamen. Wohin wir unser Auge wandten, indem wir entweder versuchten in jeden einzelnen Gegenstand im Kleinen einzudringen, oder indem wir unseren Blick zur Erdkugel, zum Sonnensystem, ja zu der ganzen Welt im Großen erweiterten, fanden wir, daß Nichts ohne diese unaufhörliche Wirksamkeit bestehen, und Das bleiben

würde, was es ist. Die Materie selbst löste sich bei einer näheren Betrachtung in Kräfte auf; aber diese Wirksamkeit begründet nur die Möglichkeit einer Welt, eines geordneten Ganzen. Geordnet ist es durch Naturgesetze. Diese sind unveränderlich. Jeder Gegenstand ist das, was er ist, durch die Naturgesetze, welche in ihm herrschen. Die Naturgesetze sind den Vorschriften der Vernunft vollkommen gleich. Das Ordnende, Formende in der Natur ist also der Vernunft gleich. Jeder Gegenstand ist das Wort einer Sammlung von Naturgesetzen, die auf das innigste zusammenhängen und eine Einheit bilden. Dies nennen wir die Vernunfteinheit des Gegenstandes. Auf dieser beruht das Wesen eines jeden Dinges, und in seinem Wesen finden wir nichts Anderes als dies. Wir nennen auch die Vernunfteinheit in einem Gegenstande dessen Idee, und auf diese Weise ist dann das Wesen eines jeden Dinges dasselbe als dessen Idee. Beinahe scheint mir, daß man auch diese Vernunfteinheit die Seele eines jeden Dinges nennen könnte. Jedes Ding, als Naturgegenstand, war die Hervorbringung dieser inneren Seele und der äußeren Natur. So hätte denn jeder Gegenstand, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Seele; doch machte die des Menschen eine ganz eigene Klasse aus, indem sie nämlich die ganze Vernunft umfaßte, jede andere dagegen nur eine besondere Idee ausdrückte, die keine Selbstständigkeit haben konnte, weil keine Idee Etwas sein kann, außer in der Vernunft. Scheint Dir, daß ich richtig dem Gange des Gespräches folgte?

Ernst. Vollkommen scheint mir. Du wirst mir jetzt vielleicht gern zugestehen, daß der Erdball auch der Ausdruck einer Vernunfteinheit ist.

Alexander. Das folgt ja nun mit Leichtigkeit aus dem Vorhergehenden; denn der Erdball besteht ja wie Alles Andere blos durch die Naturgesetze, welche darin herrschen, und diese müssen nothwendig, wie in jedem anderen Gegenstand, der ein Ganzes ausmachen soll, auch alle eine Einheit ausmachen. Wir haben ja gesehen, daß eine solche Einheit eine Vernunfteinheit ist, und daß der Gegenstand selbst nichts Anderes als der Ausdruck derselben.

Ernst. Wenn wir aber von der Erde sprechen, so verstehen wir doch darunter nicht blos die Kugel, welche wir bewohnen, sondern schließen darunter auch die unorganischen Wesen ein, welche sich auf derselben befinden?

Alexander. Ohne Zweifel ist ihr Dasein aufs innigste mit dem der Erdkugel verknüpft; doch ist mir dies nicht ganz klar.

Ernst. Vielleicht thäten wir wohl diese Untersuchung zu theilen, und zuerst das Pflanzenreich zu betrachten; dies scheint mir am nächsten mit der Erde zusammen zu hängen. Wie ein Blatt aus einem Baum hervorschießt, so der Baum aus der Erde; wie die Nahrungssäfte dem Blatt von den anderen Theilen des Baumes zugeführt werden, so wird dem Baum wieder Nahrung aus der Erde zugeführt; das Pflanzenreich bildet einen Teppich über der ganzen Erde; jeden Augenblick saugen die Pflanzen einige Theile aus der Luft ein, und geben sie wieder anderen; so bringen sie unabläßig Veränderungen in Luft und Erde hervor, bis sie zuletzt zur Erde zurückkehren, und einen Theil ihrer Masse bilden. Die Gewächse können also auf eine gewisse Weise als die Organe der Erde angesehen werden,

ungefähr wie die Haare auf dem Thier, und das Gewächsreich gehört also mit zum Leben der Erde.

Alexander. Das kommt mir sehr einleuchtend vor.

Ernst. Ferner hast Du gewiß eine große Ähnlichkeit zwischen den verschiedenen Gewächsen, selbst zwischen den ungleichsten, bemerkt.

Alexander. Wem sollte diese Ähnlichkeit ganz entgehen können?

Ernst. Diese Ähnlichkeit kann wol nur auf einem gemeinschaftlichen Grundgesetz für alle Gewächse beruhen?

Alexander. Jede Eigenschaft beruht ja auf einem Naturgesetz; Ähnlichkeit in Eigenschaften kann also folglich nichts Anderes sein, als Ähnlichkeit der Naturgesetze, wovon sie der Ausdruck sind.

Ernst. Aber außer dieser Grundähnlichkeit gleichen sich ja viele Gewächse so, daß wir mehrere Arten derselben unter ein Geschlecht, mehrere Geschlechter wieder unter eine Familie bringen.

Alexander. Auch dies ist gewiß, und läßt eine vollständigere Übereinstimmung zwischen der Idee gewisser Pflanzen erkennen.

Ernst. Ferner sehen wir, daß die Geschlechter und Familien nicht durch große Ungleichheiten so scharf abgegrenzt sind, sondern daß die Abweichungen allmälig vor sich gehen.

Alexander. Auch darüber, weiß ich, ist man einig.

Ernst. Wenn wir also von den Gewächsen beginnen, deren innerer Bau der einfachste ist, so können wir allmälig, beinahe durch unmerkliche Grade zu denen aufsteigen, welche die kunstreichste Organisation haben.

Alexander. Auch dies ist mir nicht unbekannt.

Ernst. Es scheint also, daß die Natur die Grundidee des Pflanzenreichs auf allen möglichen Entwicklungsstufen derselben hat ausführen wollen.

Alexander. So zeigt es sich.

Ernst. Aber worin scheinen Dir denn die Gewächse einander so ungleich sein zu können?

Alexander. Sag' es mir lieber.

Ernst. Es kommt mir vor, daß diese Ungleichheit nur darin besteht, daß nicht dieselben Organe in jedem in gleichem Grade entwickelt sind. In einem Gewächs ist z. B. der blättrige Theil der am meisten herrschende, so daß es beim ersten Anblick nichts Anderes als Blatt zu sein scheint. In einem andern ist der Stamm auf dieselbe Weise hervortretend, und so mit jedem der andern Theile oder Organe. Ist dies nun richtig, so ist das Vernunftbild, das wir uns von dem ganzen Gewächsreich bilden können, dasselbe wie die Vorstellung von einem einzigen alle andern umfassenden Gewächse. Und diese Einheit treffen wir noch von einer andern Seite in der Natur, denn es ist unzweifelhaft, obgleich es der täglichen Aufmerksamkeit entgeht, daß das eine Gewächs dem andern zu seinem Gedeihen nothwendig ist, nicht gerade so sehr in unsern, durch die Kunst bebauten Äckern, wo der Erfindungsgeist des Menschen so oft ersetzt, was die Natur verweigerte, wie in der freien Natur.

Alexander. Es ist mir jetzt ganz klar, daß das ganze Pflanzenreich eine Einheit ausmacht, und wieder mit dem Erdball zu einer noch höhern verknüpft ist.

Ernst. Aber nun das Thierreich. Dies scheint weit weniger zum Ganzen der Erde zu gehören; doch wenn Du es näher betrachtest, so findest Du auch dort

in jedem Einzelwesen gewisse allgemeine Gesetze wiederholt. Du findest dort wie im Pflanzenreich, Geschlechter und Klassen. Denselben fortschreitenden Übergang von einem Wesen zum andern wirst Du ebensowenig vermissen. Auch wird nicht die Ungleichheit in der Entwicklung der verschiedenen Organe, die jede Thierklasse zum Repräsentanten für ein eigenes Organ macht, Deiner Aufmerksamkeit entgehen. Kurz, Du wirst in der Idee des Thierreichs dieselbe Gleichheit mit der Grundidee des Thieres finden, wie Du sie in der des Pflanzenreichs mit der der Pflanze fandest.

Alexander. Auch hierin will ich Dir beipflichten.

Ernst. Aber nicht blos in jedem der beiden organischen Naturreiche für sich entdecken wir eine Einheit; bei näherer Untersuchung finden wir auch, daß das Thier- und Pflanzenreich gewisse Gesetze gemeinschaftlich haben. Es kann auch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß die unvollkommensten, ich meine die am wenigsten entwickelten Thiere, eine so große Ähnlichkeit mit den unvollkommensten Pflanzen haben, daß es nicht möglich ist zu sagen, wo eins von beiden anfängt oder das andere aufhört. Diese beiden Naturreiche haben also einen Vereinigungspunkt, von dem wir nach beiden Seiten ausgehen können. Auf der einen steigen wir zu immer höheren Entwicklungsstufen bis zu dem am meisten entwickelten Thier empor, auf der andern gleichfalls bis zu der vollkommensten Pflanze. Das am meisten entwickelte Glied des Thierreichs und das am meisten entwickelte des Pflanzenreichs haben also den größten Abstand von einander. Die Richtung der verschiedenen Naturkräfte ist offenbar in beiden einander entgegengesetzt. Aber der Gegensatz dieser Richtungen

hindert uns nicht im Geringsten, eine Ähnlichkeit zwischen ihren innern Kräften zu finden, sondern dient vielmehr dazu, den gegenseitigen Zusammenhang beider Naturreiche zu bestätigen, indem er zeigt, wie sie sich von einem gemeinschaftlichen Anfangspunkt aus entwickelt haben. Beide Naturreiche machen also ein gemeinschaftliches Ganzes aus, und können zu einer einzigen Vernunfteinheit zurückgeführt werden.

Alexander. Sehr schön zeigt es sich, wie jede Einheit nur der Theil einer höheren ist.

Ernst. Und wie nothwendig ist nun nicht das eine dieser Naturreiche für das andere. Daß die meisten Thiere vom Pflanzenreich leben, und daß diese wieder den fleischfressenden zur Nahrung dienen, ist bekannt genug. Weniger augenfällig ist die Nothwendigkeit des Thierreichs für das Pflanzenreich, und doch ist nichts gewisser, als daß das Pflanzenreich nicht vollständig werden könnte, wenn nicht das Thierreich wäre, von dessen Untergang das Pflanzenreich so viele Nahrung entnimmt; nicht davon zu sprechen, daß Thier und Pflanze entgegengesetzte Wirkung auf die Luft haben, und also gegenseitig das ihrige dazu beitragen, die Luft in einem Gleichgewichtszustand zu erhalten.

Alexander. Ich gestehe Dir, der Zusammenhang dieser beiden Naturreiche ist, nach Dem, was Du gesagt hast, klar. Ich bin jetzt nur begierig, den vollen Zusammenhang zwischen ihnen und der Erde zu erfahren.

Ernst. Es würde wol schon hinreichend sein, wenn ich mich auf den bereits eingeräumten Zusammenhang zwischen dem Pflanzenreich und der Erde, und wieder zwischen dem Thierreich und jenem beriefe; aber der Zusammenhang zwischen der Erde und den Wesen,

die sie entweder bewohnen oder bekleiden, ist noch in vielen andern Weisen kenntlich. Welche ungeheuren Schichten von Kalk werden nicht in den Bergen von den noch kenntlichen Überresten ausgestorbener Thiere gebildet. Welche mächtige brennbare Massen hat nicht eine frühere Pflanzennatur in der Erde hinterlassen! Wie stetig fahren nicht noch sowohl die Thiere wie die Gewächse fort, durch ihren Untergang die Masse der Erde zu vermehren, die wiederum willig den neu hervorsprießenden Nahrungsstoff gibt!

Alexander. Was Du hier sagst, ruft noch vielfältige Dinge in mein Gedächtniß zurück, die sich vereinigen, um mir in der Erde und ihren Bewohnern ein Wesen zu zeigen.

Ernst. Zu welcher Klarheit muß dann nicht Deine Überzeugung wachsen, wenn Du Deinen Gedanken zur Geschichte der Erde zurückwendest. Erlaube, daß ich Dich an Das erinnere, was der Erfolg weitläuftiger Untersuchungen uns gezeigt hat. Der Erdball hat sich, wie wir bereits bemerkt haben, allmählig entwickelt; jede Schichte, welche wir entdecken, indem wir in seine Oberfläche eindringen, ist eine Spur jener vorübergegangenen Entwicklung, und ein nicht ganz unwirksames Glied in der jetzigen. Während diese Schichten von Zeit zu Zeit sich bildeten, entstand zugleich eine ganze organische Welt der verschiedensten Thiere und Gewächse, von denen wir noch vielfache Überreste finden. Man hat sie mit Sorgfalt gesammelt, aufgestellt und untersucht, und welche Merkwürdigkeit bieten sie uns nicht dar! Sie sind wie von einer andern Welt, von ganz andern Arten wie die jetzigen; aber in all dieser Ungleichheit entdecken wir die auffallendste Ähnlichkeit. Sind

die Arten von denjenigen verschieden, welche jetzt die Oberfläche unserer Erde bewohnen oder bekleiden, so sind die Klassen und die Geschlechter, worunter sie gehören, es nicht. Nach den Gesetzen, welche durch die Untersuchung der jetzigen organischen Wesen entdeckt sind, können die Naturforscher ohne Zwang und Schwierigkeit jene ausgestorbene Natur beurtheilen. In Allem, so weit wir sie kennen gelernt haben, ist sie die Ausführung derselben Grundidee wie diejenige, nach welcher die jetzige, nur unter andern Bedingungen, gebildet ist. Die Erde hat also eine organische Natur vor der jetzigen, und zwar nach denselben Gesetzen hervorgebracht. Sie hat sie begraben, so daß sie jetzt einen Theil der ältern Erdrinde ausmacht, und hat eine neue gebildet. Wie oft ist diese Erneuerung, vielleicht schon früher wiederholt! Wie viele Male wird sie vielleicht mit der Zeit noch wiederholt werden! Doch dies ist hier zu weit von unserm Gegenstand entfernt. Es sei uns genug gesehen zu haben, wie innig die Entwicklung der Erde mit der organischen Natur vereinigt ist. Ist das, was ich darüber gesagt habe, auch noch so wenig im Vergleich mit Dem, was darüber gesagt werden könnte, so wird es doch, wie ich hoffe, für unsern Zweck genügen.

Alexander. Was mir früher nicht ganz deutlich war, daß nämlich alle organischen Wesen auf der Erde eine Natureinheit mit derselben ausmachen, ist mir jetzt vollkommen klar.

Ernst. Aber daß es zum Wesen der Erdkugel gehört sich um die Sonne zu bewegen, und eine höhere Einheit in Verbindung mit allen übrigen Theilen des Sonnensystems auszumachen, hast Du bereits früher zugestanden.

Alexander. Ohne weitere Frage. Und daß das Sonnensystem wiederum nur durch seine Verbindung mit einem größern Ganzen bestehen kann, ist ebenso gewiß.

Ernst. Es scheint sich also aus unserer Untersuchung zu ergeben, daß Alles, was für sich selbst ein Ganzes auszumachen scheinen könnte, doch wiederum als Theil eines mehr umfassenden betrachtet werden muß, daß dieses aufs Neue in ein höheres inbegriffen werden muß, und daß wir also in dieser Betrachtung nicht ruhen dürfen, bis der Gedanke sich nach jenem großen All erhoben hat, der nicht mehr Theil irgend eines andern sein kann.

Alexander. Ich gestehe Dir, die Welt ist eine in allen ihren Theilen nothwendig zusammenhängende, allumfassende Einheit.

Ernst. Und diese Einheit beruht darauf, daß alle Naturgesetze zusammen eine Einheit ausmachen.

Alexander. Das zeigen unsere Betrachtungen.

Ernst. Und die Naturgesetze bestehen darin, daß die Natur sich nach den Vorschriften der Vernunft richtet?

Alexander. Das ist ja zugestanden; und gleichfalls als eine Folge davon, daß das Wesen aller Dinge auf der Vernunft beruht, die sich in denselben abgeprägt hat.

Ernst. Aber das Wesen aller Gegenstände vereinigt sich ja zu einem, nämlich zu dem der ganzen Welt?

Alexander. Das haben wir gesehen.

Ernst. Also auch die Vernunft in allen besonderen Gegenständen zu einer Vernunft?

Alexander. Mit Freuden gebe ich Dir zu, daß die Vernunft das innere Wesen der Welt ist, und daß diese nur durch jene ist und besteht.

Ernst. Aber Du erinnerst Dich wohl noch, was Julius und ich vorhin von der Ausdehnung der Welt sprachen?

Alexander. Ich erinnere mich dessen sehr gut, und hatte oft früher meinen Gedanken mit demselben beschäftigt. Wenden wir die Seele zu dem Ganzen hin, so verlieren wir uns in eine Ausdehnung, welche durch Zahlen nicht ausgedrückt, mit der Einbildungskraft nicht gefaßt werden kann; die wir aber negativ bezeichnen, indem wir sie unendlich nennen. Wenden wir uns von dem Ganzen zu den Theilen hin, so schreiten wir unaufhörlich zu kleineren und kleineren, bis wir zuletzt auf ebenso unbegreiflich kleine Theile stoßen, wie das Ganze unbegreiflich groß war. Und doch war der Begriff Welt, der alles Seiende umfassen soll, nicht erschöpft, bevor er nicht zugleich bloß Das, was ist, sondern auch Alles, was war, und Das, was werden wird, einschloß.

Ernst. Und nun die Wirksamkeit, welche in jedem Punkt dieses unerfaßlichen Ganzen herrscht! Betrachte nur dieses Blatt. Welche Mannichfaltigkeit, um nicht zu sagen Unendlichkeit von bestimmt geformten Theilen enthält es nicht! Welche Menge von Poren entdeckt nicht das Vergrößerungsglas auf seiner Oberfläche, welche Menge kleiner organisch-zusammenhängender Bläschen in seinem Innern! Und doch enthalten diese nur dem bewaffneten Auge kenntlichen Theile wieder andere, deren Natur noch keine Beobachtung bestimmt hat Denke Dir nur einen Augenblick die Auf-

gabe für einen kunstreichen Menschen, ein solches Blatt nachzumachen, und Du wirst sogleich deren Unauflöslichkeit fühlen. Wende, wenn auch nur flüchtig, Deinen Gedanken auf jene kleinen unsichtbaren Thiere hin, von welchen wir bereits sprachen, und überlege, wie klein deren Organe sein müssen, wenn auch diese Thiere noch so einfach in ihrem Bau sind. Oder willst Du lieber einen Blick auf die größeren Thiere werfen? Entdeckst Du nicht auch dort bei jeder Zergliederung Veranlassung zu einer neuen, so daß Du zuletzt keine andere Grenze für die organische Theilung findest als die, welche die Beschränkung Deiner eigenen Sinne und Deiner Werkzeuge Dir setzt! Aber bedenke nun, daß alles Dieses nur durch Wirksamkeit besteht, und nicht zu vergessen, durch eine vernunftbeherrschte Wirksamkeit.

Alexander. Herrlich!

Ernst. Und diese finden wir in dem kleinsten Krystall wieder, ja in dem kleinsten Theil desselben, sie ist in dem kleinsten Staubkorn, das wir unachtsam betreten.

Alexander. Du zeigst mir eine unendliche Tiefe von Wirksamkeit.

Ernst. Das Wirkende in der Natur kennt also keine Grenzen. Es erstreckt sich über den unendlichen Raum, und greift in den kleinsten Punkt ein. In keiner Zeitausdehnung findet es seine Grenze, und keine Zeit ist so kurz, daß es nicht darin wirken müßte. Kurz, eine unendliche, unerfaßliche Vernunft und eine ebenso unendliche Wirksameit, unzertrennlich vereint, machen das Wesen der Natur aus.

Alexander. Das schaue ich klar.

Ernst. Das ist es, was die Welt hervorgebracht hat, und noch unaufhörlich hervorbringt.

Alexander. Davon bin ich nun vollkommen überzeugt.

Ernst. Das, was wir das Wesen der Natur genannt haben, ist also ein unendliches, allgegenwärtiges, ewiges Wesen, der Schöpfer und Erhalter einer allmächtigen Vernunft-Welt, das große Geheimniß des Daseins.

Alexander. Gott!

Ernst. Und die Welt ist die Offenbarung der Gottheit?

Alexander. Eine große und herrliche Wahrheit schließen diese Worte ein. Du hattest Recht, als Du vorhin behauptetest, daß das Dasein ein unendliches Geheimniß einschließt, und daß dieses Geheimniß nichts Anderes als eine unerfaßliche Vernunft ist. Kurz, das ganze Dasein ist ein Mysterium.

Ernst. Du meinst ohne Zweifel den innern Grund und das Wesen desselben.

Alexander. Gerade dies.

Ernst. Und dies ist das höchste Mysterium.

Alexander. Was sollte wohl höher sein?

Ernst. Und kein anderes Mysterium kann gedacht werden, das nicht von diesem seinen Ursprung hätte?

Alexander. Unmöglich; denn dies enthält ja die Wurzel zu allem Dem, was war, was ist, oder was werden soll.

Dritte Abtheilung.

Ernst. Nun Julius, scheint Dir nicht, daß wir einen Blick in die Welt geworfen haben, in welcher alle Mysterien heimisch sind?

Julius. Das kann ich wohl nicht läugnen; aber noch sehe ich nicht die Folgen davon für mein Urtheil über andere Mystiker.

Ernst. Folgt es nicht aus unserer vorhergehenden Rede, daß nicht bloß das Ganze ein Mysterium ist; sondern daß auch jeder Theil davon, als ein Ganzes betrachtet, ein unendliches Vernunftgeheimniß enthält?

Julius. Darin sind wir übereingekommen.

Ernst. Aber keins dieser Geheimnisse ist vollkommen verständlich für sich allein, sondern nur durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen?

Julius. Das scheinst Du mir sehr einleuchtend gemacht zu haben.

Ernst. Derjenige also, welcher den Schlüssel zum Geheimniß der Welt in einem einzelnen Gegenstand, oder in einer einzelnen Art von Gegenständen suchte, kann schwerlich auf dem rechten Wege sein.

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Und Derjenige, welcher durch irgend ein Mysterium in den Gang der Natur einzugreifen glaubte, und die Wirkungen derselben den allgemeinen Gesetzen zu entziehen, welchen sie zu folgen pflegen, sollte er wohl die ewige Nothwendigkeit der Naturgesetze, welche Eins mit dem Grundgeheimniß der Welt ist, erkannt haben?

Julius. Unmöglich.

Ernst. Noch weniger würde er etwas Geheimes

im Wesen der Dinge annehmen, daß etwas Vernunftwidriges enthalten sollte?

Julius. Das würde ein Widerspruch sein.

Ernst. Aber scheint Dir nicht, daß in Folge hiervon das Glaubensbekenntniß vieler Mystiker, indem sie das Grundgeheimniß der Natur erkennen, eine andere Gestalt bekommen würde?

Julius. Das gebe ich zu.

Ernst. Ferner wirst Du wohl auch mit mir annehmen, daß Der, welcher einsieht, daß das Geheimniß der Natur ein Vernunftgeheimniß ist, schwerlich das Geheimniß lieben und demselben bloß des Geheimnisses wegen, nachstreben wird?

Julius. Schwerlich.

Ernst. Sondern sein Auge wird sich bloß nach dem Geheimen in der Welt hinwenden, insofern es ihm mit mehr oder weniger Klarheit, einen Theil der ewigen Vernunft offenbart?

Julius. Gut. Aber wie geht es zu mit einer solchen Offenbarung?

Ernst. Erlaube, daß ich Dich hier an Etwas erinnere, was wir verhandelten, als wir vor einigen Jahren über die Tonkunst sprachen. Du schienst wohl damals nicht ganz einig mit mir zu sein; aber Du gestandest doch, daß Du keine bestimmte Einwendung dagegen hättest, daß nämlich die Schönheit in der Offenbarung einer verborgenen Vernunft in den Gegenständen bestehe.

Julius. Gut. Ich erinnere mich, daß wir darüber sprachen.

Ernst. Wir fanden, daß eine schöne Figur, ein schöner Ton durch seine innere Vernunftmäßigkeit wirkt.

Julius. So war es.

Ernst. Aber ohne daß wir während des Genusses dies Vernunftmäßige einsahen?

Julius. Wir wurden leicht darüber einig, daß dies unmöglich sei.

Ernst. Wir faßten also das Vernünftige darin unter einer andern Form als die, worunter wir einsehen?

Julius. Ganz gewiß.

Ernst. Und diese Fähigkeit wird Kunstsinn, Kunstgefühl genannt?

Julius. So war es.

Ernst. Aber wenn wir nun einen Gegenstand in der Natur betrachten, z. B. einen Baum, so unterscheiden wir doch wohl auch nicht Alles klar, was ihn zu dem bestimmten Gegenstand macht, welcher er ist?

Julius. Gewiß nicht.

Ernst. Wir können uns sogar oft nicht bestimmte Rechenschaft von den Kennzeichen geben, durch welche wir den einen Gegenstand von andern ähnlichen unterscheiden?

Julius. Darin muß ich Dir beipflichten.

Ernst. Wir haben also auch eine Fähigkeit die verborgene Vernunft in der Natur zu fassen: einen Natursinn?

Julius. So zeigt es sich, und er scheint mir mit dem Kunstsinn sehr verwandt zu sein.

Ernst. So scheint es auch mir.

Felix. Vortrefflich! Der Kunstsinn ist also eine Fähigkeit das Unendliche zu fassen. Der Verstand dagegen bleibt bei dem Endlichen stehen. Das Verhältniß zwischen Kunst und Wissenschaft!

Ernst. So war es nicht gemeint.

Felix. Wie? nicht?

Ernst. Ich fürchte sehr zwischen zwei Verwandte Streit zu bringen. Hat nicht unsere vorhergehende Untersuchung gezeigt, daß auch die Wissenschaft unendliche Verhältnisse überschaut, obgleich in einer andern Form. Ein klarer Blick z. B. auf die Centralbewegung enthält ja die Mechanik der ganzen Welt.

Felix. Nun gut, ich will nicht mit Dir darüber streiten.

Ernst. Eins muß ich noch hinzufügen. Denke Dir einen Augenblick die Bewegungen aller Weltkörper, wie die Planeten in bestimmten Krümmungen um die Sonne gehen, die Trabanten um die Planeten, das ganze Sonnensystem wieder um einen höheren Planeten. Stelle Dir auf einmal diese Bewegungen in einem mehr überschaulichen Raum vor, und ich darf wohl fragen, ob sie Dir nicht, das Große mit dem Kleinen verglichen, wie ein harmonischer Tanz erscheinen?

Felix. Ich liebe diese Ähnlichkeit.

Ernst. Aber könnten wohl die bloßen Sinne Dich etwas von diesen schönen Bewegungen gelehrt haben?

Felix. Nein.

Ernst. Aber die Einbildungskraft?

Felix. Ich gestehe, sie würde leicht etwas Anderes auffinden.

Ernst. Die Vernunft ist es also, die uns die harmonischen, in sich vollendeten Bewegungen der Welt gezeigt hat, die schöner sind als irgend etwas, was die Kunst hätte erfinden können? Die Wissenschaft endet also hier mit einer Darstellung des Schönen.

Felix. Vortrefflich!

Ernst. Und ist es nicht die Aufgabe aller Wissenschaft zuletzt, einen Theil der unendlichen Harmonie der Natur darzustellen? Muß also nicht jeder Theil der Naturwissenschaft damit enden, das Schöne darzustellen?

Felix. Mit Vergnügen gebe ich Dir Recht.

Ernst. Und nun in den moralischen Wissenschaften! Was kann die Tugendlehre anders als uns das Bild der höchsten Tugend darstellen, was die Staatslehre anders als uns das Bild des vollkommensten Menschenverbandes zeigen, und kann die Darstellung der höchsten Vortrefflichkeit, entweder in dem einzelnen Menschen oder im Menschenverbande, Anderes als etwas Schönes sein? Kurz, mir scheint es unbestreitbar, daß jede Wissenschaft in ihrer Fülle damit schließen muß, das Schöne in ihrem Gegenstande darzustellen.

Felix. Herrlich! Der Wahrheitsforscher endet mit Kunst, und die höchste Erklärung der Kunst ist wieder Weisheit!

Ernst. Ferner gibst Du mir leicht zu, daß jeder einzelne Zweig der Naturwissenschaft recht ausgeführt, zu einer Betrachtung des Ganzen leitet.

Felix. Ohne Zweifel; denn kein Theil der Natur ist verständlich außer im Vergleich mit dem Ganzen.

Ernst. Das heißt mit andern Worten, jede gründliche Naturuntersuchung führt zur Erkenntniß Gottes.

Felix. Auch hier reicht die Wissenschaft der Kunst die Hand. Du hast Recht; ein Streit über ihren Rang ist unvernünftig.

Ernst. Also der Sinn für die verborgene Gottheit in der Welt soll durch die Vernunft ausgebildet und erklärt werden; die Vernunft soll von diesem Sinn

unterstützt und geweckt werden, dann ist der Mensch im harmonischen Verständniß mit dem Ganzen.

Felix. Ich fühle es, auf diese Weise wird die rechte Gesundheit der Seele zuwege gebracht.

Ernst. Mystiker sollte nur Der genannt werden, der nicht seinen Sinn von der Vernunft durchdringen läßt. Verstandesmensch Der, welcher diesen Sinn in bloßen endlichen Betrachtungen unterdrückt.

Julius. Du würdest also kein Mystiker sein?

Ernst. Gewiß nicht, außer wenn man im Gegensatz zu den bloßen Verstandesmenschen so genannt werden sollte. Von Mystikern hoffte ich dann wieder ein Verstandesmensch genannt zu werden.

Julius. So hätte ich mir Dein Glaubensbekenntniß nicht vorgestellt.

Ernst. Weil Du mich nach einer eingebildeten Ähnlichkeit mit Andern beurtheilt hast!

Julius. Aber erlaube mir nun einen Einwand. Aus Deinen Grundsätzen sehe ich leicht, wie Du alles Schöne und Vortreffliche in der Welt erklären kannst. Aber nun das Schlechte, das Häßliche, wie soll ich dessen Dasein verstehen?

Ernst. Ehe ich darauf antworten kann, muß ich Dich bitten, noch einmal einen Blick auf unsere Betrachtung der Natur zu werfen. Es kann nicht anders sein, daß Du, so wie andere Menschen müssen bemerkt haben, daß viele Dinge in der Natur so beschaffen sind, als ob sie mit der größten Weisheit zu einer Absicht gebildet wären, z. B. daß das Auge auf eine solche Weise eingerichtet und aus vielfältigen Theilen zusammengesetzt ist, daß die durch Kunst verfertigten Sehwerkzeuge im Vergleich damit nur roh und plump erscheinen; daß

das Ohr alle die Einrichtungen besitzt, als ob die scharfsinnigste Naturlehre sie ausgedacht hätte, um den Schall aufzunehmen und zu sammeln, nur daß die Einrichtungen kunstreicher sind; kurz, daß jeder Theil unsers oder eines andern organisirten Körpers, eher zu dem Gebrauch erschaffen scheint, den er, wie wir wissen, hat, als daß er eine nothwendige Folge der Naturgesetze wäre.

Julius. Wer hat darauf nicht geachtet? Man hat ja auf diese Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der Dinge, welche man überall in der Natur fand, gerade den Beweis für einen ebenso weisen wie mächtigen Urheber des Ganzen gebaut. Ich erinnere mich noch, einmal ein solches Buch mit großem Vergnügen gelesen zu haben. Es erfüllte mich mit der größten Bewunderung zu sehen, wie Alles mit dem größten Verstand eingerichtet zu sein scheint, das Eine um das Andere zu erhalten. Zwei Dinge, die ich am besten verstand, setzten mich auch am meisten in Verwunderung: die Kunsttriebe, mit welchen viele übrigens unvollkommene Thiere geboren werden und Werke hervorbringen, welche den Scharfsinnigsten in Verwunderung setzen, und der Bau des Sonnensystems, in welchem die Bewegung eines jeden Planeten oder Mondes Jahreszeiten hervorbringt oder abtheilt, Wärme und Licht richtig unter die bewohnten Himmelskörper vertheilt, ihren Gewächsen Keimkraft und Gedeihen zur rechten Zeit gibt und verursacht, daß sie zur rechten Zeit einem neuen Geschlechte Platz machen. Ich erinnere mich noch unter Anderem, daß gezeigt wurde, wie nothwendig es auf einer Kugel zur Erhaltung des Ganzen sei, daß Wasser und Luft in einer beständigen Bewegung wären; aber dies geschah, wie dort dargethan ward, durch die Bewegung

und gegenseitige Anziehung der Himmelskörper. Ich kann jetzt nicht Alles so genau in mein Gedächtniß zurückrufen, aber der Verfasser schien mir recht beredt zu werden bei der Betrachtung all der Weisheit, welche erforderlich war, um so viele Dinge, sowohl zum Besten des Menschen wie zur Erhaltung des Ganzen einzurichten. Ich gestehe, es rührte mich unendlich, als ich es las. Noch ist es mir unbegreiflich, wie ich dies so lange vergessen konnte.

Ernst. Also wenn wir unser Sonnensystem von der einen Seite betrachten, so scheint Alles von einem Meister mit dem größten Verstand und dem besten Willen eingerichtet zu sein; wenn wir es von der entgegengesetzten betrachten, so scheint Alles nur den Gesetzen zu gehorchen, welche eine unbeugsame Vernunftnothwendigkeit der Anziehungskraft und der Bewegung vorschreibt.

Julius. Ich gestehe, dies ist sehr merkwürdig; aber gilt dasselbe auch überall?

Ernst. Bevor wir dies untersuchen, laß uns ein paar andere Beispiele betrachten. Was scheint Dir wol geschehen zu müssen, wenn wir alle Gegenstände gleich vollkommen sähen, sie mögen nun entfernt oder nahe sein, wenn wir jeden Ton gleich gut hörten, ob er in einer größern oder geringern Entfernung hervorgebracht würde, und so mit den übrigen Sinnen, wenn wir mit ihrer Hülfe ebenso gut vernähmen, was weit von uns als was uns nahe wäre?

Julius. Ohne Zweifel würde dies die schrecklichste Verwirrung hervorbringen.

Ernst. Ferner, wenn alle andern Wirkungen gleich vollkommen, in einer großen oder kleinen Entfernung, vor sich gingen, würde dies auch nicht das Ganze in ein Chaos verwandeln?

Julius. Sicher.

Ernst. Aber nun da jede Wirkung abnimmt, obgleich in größerem oder kleinerem Verhältniß, wie die Entfernung zwischen den wirkenden Gegenständen wächst, so ist jeder Körper der Mittelpunkt für den Kreis, in welchem er wirkt oder Wirkung empfängt, und er beherrscht so den Ort, welchen er selbst einnimmt, ohne andere Gegenstände in ihrem Dasein zu stören.

Julius. So scheint es auch mir sich zu verhalten.

Ernst. Aber ist dies nicht eine Folge der Natur des Raumes? Muß nicht jede Wirkung, indem sie von einem Punkt ausgeht und sich nach allen Seiten hin ausbreitet, sich auch in einem größern Raum zerstreuen, wie die Radien, welche von dem Mittelpunkt eines Kreises ausgehen?

Julius. Dem läßt sich schwerlich widersprechen.

Ernst. Ist also hier nicht wieder dasselbe, was Vorschrift der Weisheit zu sein schien, die Folge von den Gesetzen der Nothwendigkeit?

Julius. So zeigt es sich.

Ernst. Noch Eins: Scheint es Dir nicht eine sehr weise und vortreffliche Einrichtung zu sein, daß entweder Alles im Gleichgewicht ist oder danach strebt?

Julius. Dies ist sicher zur Erhaltung des Ganzen nothwendig.

Ernst. Aber ist dies in Alles eingreifende Gesetz nicht auch eine nothwendige Folge von der Natur der Dinge? Muß nicht eine Kraft wirken und ihre Wirkung fortsetzen, bis sie einen Widerstand findet, eine Kraft von entgegengesetzter Richtung, die so groß ist wie sie selbst, und wenn sie diese gefunden hat, kann sie dann noch einen Augenblick länger wirken?

Julius. Unmöglich. — Ich fühlte es sogleich, daß dies Gesetz eine Folge der ewigen Nothwendigkeit sein müsse.

Ernst. In den Beispielen, die wir hier betrachtet haben, zeigte es sich also, daß, wenn wir ein Gesetz annähmen, das gegen die Vernunftnothwendigkeit stritte, so kämen auch die Dinge selbst in ihren Wirkungen in einen vernichtenden Widerspruch mit sich selbst; aus der Übereinstimmung der Naturgesetze mit den Vernunftgesetzen folgte dagegen auch die Übereinstimmung zwischen allen Wirksamkeiten, wodurch das Ganze besteht.

Julius. Das haben wir gesehen.

Ernst. Aber glaubst Du wohl, daß es möglich sei, daß ein Grundwiderspruch Anderes als Widersprüche zur Folge haben könnte?

Julius. Das wäre gewiß nicht der Fall.

Ernst. Und Widersprüche vernichten sich selbst?

Julius. Ohne Zweifel.

Ernst. Ein gegen die Vernunft streitendes Naturgesetz würde also Widerspruch in der Natur erzeugen, und deren vollkommene Vernichtung veranlassen.

Julius. Von dem Letzten fühle ich mich nicht ganz überzeugt.

Ernst. So muß ich Dich bitten, mir für den Augenblick auf mein Wort zu glauben, und dann zu versuchen, Dir irgend ein großes und durchgreifendes Naturgesetz umgewandt zu denken, und ich stehe Dir dafür ein, daß Du, indem Du die Folgen erwägst, bald sehen wirst, daß sie nichts Geringeres als die Auflösung der Natur sein würden. Dagegen wage ich mich frei an Dein unmittelbares Urtheil zu halten, wenn ich Dich frage, ob Du wol glaubst, daß Dasjenige, was aus

der Vernunft folgt, Anderes als in vollkommener innerer Harmonie sein kann?

Julius. Anderes würde nicht möglich sein.

Ernst. Also kann in der Natur keine Harmonie gedacht werden außer als Folge ihrer Vernünftigkeit, keine Nichtübereinstimmung und wesentliche Störung ohne Vernunftwidrigkeit. Wie in den Erzeugnissen der Vernunft die fernsten Sätze, auf den entgegengesetztesten Wegen gefunden, in Harmonie sind, weil sie doch auf derselben Vernunft beruhen, so sind in der Natur alle Wirksamkeiten in der größten Harmonie, weil sie doch alle die Äußerungen derselben Vernunftkraft sind.

Felix. Die Harmonie der Welt, welche uns umgibt, ist also die der Vernunft: die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit ist die Gottheit; es ist also die Harmonie von Gottes eigenem Wesen, die uns in der Natur offenbart wird. Sieh hier die ewige Religion.

Leopold. Vergebt, daß ich Euch hier in die Rede falle, um sie durch eine einzige Bemerkung zu unterbrechen. Es kommt mir gar zu sehr gewagt vor die Religion auf die Vernunft zu bauen. Alles, was durch Vernunftgründe bewiesen wird, kann auch durch diese widerlegt werden. Die Gründe zu prüfen ist oft schwierig, und immer bleibt die Möglichkeit vorhanden, daß wir unsere Überzeugung verändern können. Diese Ungewißheit, aus der Beschränktheit unseres Wesens entsprossen, ist in einer so wichtigen Sache unendlich quälend. Lieber überlasse ich deshalb die Religion dem Gefühl, dies kann in jedem reinen Herzen blühen, und keine Speculation kann es stören.

Ernst. Ich ehre dein Gefühl, und es wird sich vielleicht zeigen, daß auch ich demselben einen hohen Platz

einräume; aber dennoch kann ich Dir nur halb Recht geben. Laßt uns einen Augenblick fest die Weise betrachten, in welcher wir die Gottheit in der Natur gefunden haben. Nicht wahr, wir begannen damit zu sehen, daß alles Dasein sich in Wirksamkeit auflöst?

Leopold. Dessen erinnere ich mich sehr wohl.

Ernst. Bewieß oder zeigte ich dies?

Leopold. Ich verstehe Dich. Ich läugne nicht, daß Du so unsere Aufmerksamkeit auf die Wirksamkeit, wodurch Alles besteht, wecktest, daß es unserm geistigen Auge eine Nothwendigkeit ward, sie zu sehen. Du hast deshalb Recht, wenn Du behauptest, daß Du sie uns nicht bewiesen, sondern gezeigt hast. Ich läugne nicht, daß Du auf dieselbe Weise uns gezeigt hast, daß das Wesen eines jeden Dinges auf den Naturgesetzen beruhte, wonach es hervorgebracht wird, und daß Du dazu uns hast sehen lassen, daß die Naturgesetze dasselbe sind wie die Vernunft in der Natur. Ich beschaue noch mit Dir die große Einheit, welche das Ganze ausmacht, und wie diese Einheit eine unendlich selbstständige Vernunft ausmacht. Ich fühle ganz die Wichtigkeit dieses unendlichen Schauens. Ich sehe jetzt ein, daß das, was ich auf diese Weise gefaßt habe, mir nie entrissen werden kann. Schwerlich hätte ich meinen Einwand hingestellt, wenn es nicht eine alte Überzeugung bei mir gewesen wäre, woraus er entsprang.

Ernst. Also, meine Freunde, nicht auf eine Kette von Vernunftschlüssen wird unsere Weisheit von dem Göttlichen gebaut, sondern in einer geistigen Beschauung haben wir sie gefaßt. Bei Vielen ist diese Beschauung noch nicht zur Klarheit gekommen, sondern ist nur dunkle Ahnung, bei diesen ist nur die Religion Gefühl,

aber ein heiliges Gefühl, mehr werth als alle die Zweifel, womit irgend Jemand es versucht haben kann, es zu verwirren.

Leopold. Ich stimme darin vollkommen mit Dir überein.

Ernst. Scheint Euch denn nun, daß irgend Schwierigkeit bei der Betrachtung des Einzelnen, unser Vertrauen auf die Wahrheit, die wir gelernt haben, sollte stören können?

Felix. Unmöglich: jede Nichtübereinstimmung, die wir entdecken könnten, kann nur wie eine Dissonanz in einem Tonstück betrachtet werden; sie kann sich nur darin als Mittel zum Zusammenklang des Ganzen befinden.

Ernst. Vortrefflich kommst Du meinen Gedanken entgegen. In dem Wesen der Dinge können wir unmöglich etwas Unvollkommenes oder etwas Häßliches finden, weil es Eins mit der Vernunft selbst ist. In dem Zufälligen bei den Gegenständen, in Dem, was auf ihrem Verhältniß zu anderen beruht, muß also die Quelle zu dem Unvollkommenen gesucht werden; aber diese Dinge können sich doch nur für die endliche Betrachtungsweise in solchem Lichte zeigen; ihr Grund und Wesen gehören mit zu dem Ganzen, und können nichts Unvollkommenes oder Häßliches an sich haben. Jedoch die Untersuchung über diesen Gegenstand ist weitläuftig, und gehört zu den wichtigsten in der Philosophie; ich habe deshalb lieber zeigen wollen, daß unsere Gewißheit von dem Göttlichen in der Welt unabhängig davon sei, als es zu versuchen, sie auszuführen.

II.

Der Weg von der Natur zu Gott.

Einleitung.

Zweck.

Die menschliche Auffassung der höchsten Wahrheiten von Gott und Vorsehung, von Tugend und Pflicht hat immer eine kräftige Unterstützung in der Betrachtung der Natur gefunden; erst in den letzten Menschenaltern, worin die Naturwissenschaft so große Fortschritte gemacht hat, scheint man ihre Anwendung auf die wichtigste Angelegenheit zu sehr vernachlässigt zu haben. Von der Zeit an, da ich eines selbstständigen Denkens fähig geworden war, habe ich das Licht aufgesucht, das die Kenntniß der Natur über jene Wahrheiten verbreitet; ich fühlte mich dadurch in meinen Überzeugungen gestärkt und freute mich der Betrachtung des Ewigen. Daher will ich es denn nun unternehmen, so gut ich es vermag, diese Gefühle und Gedanken meinen Nebenmenschen zu schildern. Ich werde mich dabei bemühen, nicht bloß Denen verständlich zu werden, welche die Naturwissenschaft kennen, sondern ebensowohl der weit

größeren Mehrzahl, die mit der Wissenschaft nicht vertraut ist. Jene Eingeweihten bitte ich, nicht zu ermüden, wenn sie hier Manches zu lesen bekommen werden, das ihnen schon bekannt war, daß sie aber, falls sie in diesen Blättern Wahrheit zur Veredlung des Menschengeschlechts finden sollten, mit mir sich über eine solche Aussicht freuen, und kräftig mit zu diesem Ziele wirken zu wollen. Diejenigen aber, welche sich nicht hinreichend unterrichtet fühlen möchten, um diesen Versuch mit durchzugehen, bitte ich, sich nicht davon zurückschrecken zu lassen, wenn sie hier oder da auf ihnen Unverständliches stoßen sollten, sondern Aufklärung darüber bei Sachkundigen zu suchen, insofern ich mich stellenweise nicht mit derjenigen Klarheit ausgesprochen haben sollte, der ich mich doch bestens befleißigen will.

Naturgesetze und Naturkräfte.

Alles, was sich in der Natur zuträgt, erfolgt nach ewig geltenden Vorschriften, die wir Naturgesetze nennen. Die Abwechslung in den Tageszeiten und Jahreszeiten sind wohlbekannte Beispiele davon. Unter diesen großen Einflüssen lebt die große Menge, ohne die Gedanken bei der unveränderlichen Ordnung weilen zu lassen, worin dieselben Jahreszeiten nach Verlauf einer gewissen Anzahl Tage wiederkehren, oder warum die Länge der Tage und Nächte am nämlichen Orte alle Jahre in gleichmäßiger Weise ab- und zunimmt. Aber diese Wechsel sind keine neuen Naturereignisse und keine neue Naturordnung; sie haben von jeher so stattgefunden, wie uns dies die Menschen, die in der Vorzeit lebten, berichtet haben, und Kenner der Naturwir-

kungen im Zusammenhange können ersehen, daß dies auch lange vorher schon so gewesen sein muß.

Aber von den Gesetzen für den Wechsel der Tages- und Jahreszeiten gibt die Naturwissenschaft uns eine vollkommnere und weit tiefer gehende Kenntniß. Wenn man einem Menschen, der keine anderen Begriffe als die des täglichen Lebens von den Jahres- und Tageszeiten hat, einen Bericht von Dem vorlegte, was die von keiner Wissenschaft geleitete Erfahrung dem Menschen davon offenbart, wie Örter, die an entgegengesetzten Seiten des Äquators liegen, Sommer und Winter zu gerade entgegengesetzten Jahreszeiten haben, wie die Beschaffenheit der Letzteren nach der verschiedenen Entfernung von der Linie verschieden, und die Tageslänge es ebenfalls ist, so würde er daraus lernen können, daß es eine umfassendere Gesetzgebung für die Jahres- und Tageszeiten gibt, als er bisher kannte, und daß dieselbe von großen Folgen, weil sie eine der Ursachen ist, daß die verschiedenen Länder nicht gleiche Naturerzeugnisse hervorbringen, was wiederum Veranlassung zu so vielem Handel und Verkehr und zu den vielen Wohlthaten gegeben hat, die wir aus der Hand der Natur empfangen. Die Wissenschaft führt uns doch noch weit über diese bloßen Erfahrungskenntnisse hinaus, denn sie beweist uns, daß die Erde eine Kugel ist, welche sich um eine unsichtbare Axe dreht, und wie es daher den Anschein für uns gewinnt, als wenn der ganze Himmel sich um die Erde herumdrehte, gleichwie es Denen, die sich an Bord eines die Wendung machenden Segelschiffes vorkommt, als wenn sich das Küstenland rings um das Fahrzeug bewegte. *)

*) In unseren Tagen zweifelt Niemand mehr an dieser

Die Naturwissenschaft lehrt uns daneben, daß die Erde sich in einer Zeit von 365 Tagen und beinahe 6 Stunden einmal um die Sonne bewegt, und während dieses Umlaufs in eine solche Lage gegen die Sonne kommt, daß in einem Halbjahr der nördliche Theil, im andern der südliche Theil die meiste Wärme erhält. *)

Man ersieht hieraus, daß die im gewöhnlichen Leben so wohl bekannten Naturgesetze, daß Tageszeiten und Jahreszeiten ihren bestimmten Gang haben, auf höheren Gesetzen beruhen, welche dem Auge nicht zugänglich, aber von der Vernunft entdeckt worden sind.

Diese höheren Naturgesetze haben wiederum ihren Grund in anderen, noch höheren. Um dies recht verständlich zu machen, muß ich zuvor daran erinnern, daß die Erde eine Kugel ist, welche in freier Schwebe und von unsichtbaren Kräften getragen, um die Sonne herumwandert. Mittels Fernröhre hat man die Entdeckung gemacht, daß einige der kleinen Himmelslichter, welche

---

Wahrheit. Jedem, der sich noch erst davon zu überzeugen wünscht, steht der Zutritt dazu offen. Zum Besten Derjenigen, die nicht soweit gehen mögen, kann dienen, daß der Gedanke von der Kugelgestalt der Erde immer Solchen anstößig gewesen, welche unter dem Einflusse blos sinnlicher Eindrücke lebten. Jetzt ist diese Sache indessen fast handgreiflich geworden, seitdem man Karten von der Erdkugel entwerfen lernte, die so genau sind, daß die vielen zu Lande oder zu Wasser Reisenden, welche sich nach den Land- und Seekarten richteten, schon seit Jahrhunderten alles Das bestätigt fanden, was tiefe Denker schon lange vorher darüber erforscht hatten.

*) Wer zu wissen wünscht, wie das zugeht, kann es aus astronomischen Lehrbüchern oder aus dem mündlichen Unterricht Sachverständiger lernen. Dasselbe gilt von Dem, was wir ferner noch der Wissenschaft entlehnen müssen.

wir an sternenhellen Abenden am Himmel sehen, dunkle Weltkörper wie unsere Erde sind, und ihr Licht von der Sonne erhalten. Es geht diesen Himmelskörpern wie dem Monde, der sich nur an der von der Sonne beschienenen Seite als erleuchtet zeigt. Diese sonnenbeleuchteten Kugeln sind unendlich viel weiter von uns entfernt als der Mond, und erscheinen uns deshalb als so klein, obgleich sie zum Theil sehr groß und größer als die Erde, zum Theil aber auch kleiner sind. Wir benennen sie zusammt mit dem griechischen Worte Planeten, d. h. Wandelsterne. Mit Hülfe vortrefflicher Fernröhre hat man sehen können, daß sie sich so wie die Erde um ihre Axe drehen. Hieraus lernen wir, daß wenn wir uns auf einem dieser Weltkörper befänden, es uns auch dort vorkommen würde, als wenn der ganze Himmel sich rund um uns drehte.

Diese fernen Himmelskugeln bewegen sich auch um die Sonne, so daß wir dort ebenfalls den Wechsel von Jahreszeiten erleben würden. Einige derselben haben Monde; einer davon, den wir Jupiter nennen, hat 4 Monde, andere haben noch mehr, wiederum andere gar keine. Die Monde der anderen Planeten werden unserm blosen Auge nicht sichtbar, aber durch gute Ferngläser entdeckt man sie.

Wenn wir uns auf einem der anderen Planeten befänden, würden wir von dort aus die Erde als einen kleinen Punkt, den Mond aber nur durch ein Fernrohr sehen können. Daraus können wir entnehmen, daß unsere Erde den Bewohnern der anderen Weltkörper als ein Wandelstern erscheinen muß.

Alles Dieses bringt uns auf höhere Gedanken. Die großen Weltkörper, welche Tag und Nacht, Jahres-

zeiten, einige auch Monde wie die Erde haben, können nicht da sein, um sich uns als kleine leuchtende Punkte am nächtlichen Himmel zu zeigen, sondern müssen zum Wohnplatz lebender Geschöpfe bestimmt sein.

Die Sonne ist ein überaus großer und leuchtender Weltkörper, welcher noch viel mehr als eine Million mal den Raum der Erde einnimmt. Ringsum dieses große Licht durchlaufen Wandelsterne ihre Bahnen, und eine dieser Schwesterwelten ist unsere eigene Erde. Zwei Wandelsterne sind der Sonne näher als sie; fünf andere, außer einer Anzahl kleiner Planeten, haben einen größeren Abstand von derselben. Diese ganze Gesammtheit von Sonne, Wandelsternen mit ihren Monden und verschiedenen anderen, nicht so gut gekannten Weltkörpern, nennen wir unser Sonnensystem, könnten sie auch unsere Sonnenwelt nennen. Wie schon gesagt, hat in unserem Sonnensystem jeder Wandelstern Tag und Nacht durch Umdrehung um sich selbst, Jahreszeiten durch den Umlauf um die Sonne. Die Umdrehungen geschehen nicht alle mit gleicher Geschwindigkeit, sondern es hat jeder Planet seine eigene Tageslänge. Die Umlaufszeiten sind ebenfalls verschieden und währen um so länger, je weiter der Planet von der Sonne entfernt ist.

Was aber trägt alle diese großen Weltkörper, die keine sichtbare Stütze oder Unterlage haben? Die Naturwissenschaft lehrt, daß sie alle von der vereinten Wirkung einer Anziehungskraft, die alle Körper einander zu nähern sucht, und der Schwungkraft, die sie in Bewegung setzte, in ihren Bahnen gehalten werden. Wie es damit zugeht, läßt sich nicht in Kürze erklären; aber es kann doch hier gesagt werden, daß dieselbe Anziehung,

welche zwischen den großen Weltkörpern stattfindet, auch zwischen allen körperlichen Dingen auf der Erde hervortritt, dergestalt, daß der ganze Erdball, welcher so überaus viele körperliche Theile enthält, eine so starke Anziehung ausübt, daß er jeden in seine Nähe kommenden Körper zu sich herabzieht. Diese Wirkung ist Jedermann bekannt; wir nennen sie die Schwere, ohne daß der Name etwas in der Sache ändert; denn Schwere und allgemeine Anziehung bedeuten die nämliche Naturkraft. Durch Versuche und Erfahrung hat man sich auch auf der Erde davon überzeugt, wie der Schwung, womit ein Körper sich bewegt, ihm jeden Augenblick eine Fähigkeit zum Weitergehen verleiht. Als Ergebniß langer und weitläufiger Untersuchungen, welche viele Menschenalter hindurch von Gelehrten angestellt wurden, kommt hinzu, daß alle Naturgesetze, wornach die Weltkörper unsers Sonnensystems sich bewegen, eine so eng zusammenhängende Einheit ausmachen, daß keins derselben davon ausgeschlossen werden kann, ohne auch die Geltung der übrigen aufzuheben. Ehe man zur Kenntniß aller dieser Gesetze gelangt war, hat man sich gedacht, wie das eine oder andere derselben beschaffen sein müßte, und hat denn nachmals entdeckt, daß es auch wirklich so war; hatte man aber mitunter fehlerhafte Schlußfolgerungen dabei gemacht, bestätigte sich auch die Annahme nicht, und man gelangte denn auch schnell zur Einsicht der fehlerhaften Folgerungen, nach unseren Denkgesetzen. Die Naturgesetze stimmen also mit denen des Denkens ganz überein, weshalb man auch die Naturgesetze Naturgedanken nennen könnte. Was wir Naturgedanken nennen, das sind auch Gottesgedanken, Gottheitsgedanken, was wir aus der Offenbarung er-

sehen, die Gott uns in der Natur vor Augen gestellt hat.

Es gibt noch immer Leute, welche aus Beweggründen, die ihnen selbst am besten bekannt sein müssen, bemüht sind, den minder aufgeklärten Theil der Menschheit glauben zu machen, es sei Alles nur eine hervorgekünstelte Meinung der Gelehrten, was jetzt von der Bewegung der Erde und der Gestirne, dem Bewohntsein der Letzteren u. s. w. verkündet werde. Da Unkundige nicht befähigt sind, sich von den Beweisen für so große Naturfragen Überzeugung zu verschaffen, so hat dies den Finsterlingen die Meinung beigebracht, ein leichtes Spiel mit der Menge zu haben, um ihren unsauberen Absichten ein Gelingen zu verschaffen, worin sie sich doch gewaltig irrten. Denn da die erwähnten Naturgesetze Gelehrte in den Stand gesetzt haben, viele kommende Begebenheiten am Himmel vorauszusagen, so hat das richtige Eintreffen solcher Verkündigungen auch Denjenigen Zutrauen einflößen müssen, welche die Untersuchungen und Berechnungen, worauf die Voraussagungen beruhten, nicht verstehen konnten.

Die meisten Menschen brauchen den Kalender, ohne viel über die Möglichkeit nachzudenken, alles Das, was in dem Büchlein enthalten ist, so vorauswissen zu können. Sie finden darin angegeben, wie lang jeder Tag im Jahre sein, und zu welchem Glockenschlage die Sonne auf- und untergehen muß. Diese Dinge sind sich nun nicht einmal gleich auf der Erde, sondern für jeden anderen Ort verschieden, und doch kann der Sachkundige sie für jeden beliebigen Ort auf viele Jahre vorausberechnen. Dazu würde derselbe aber nicht im Stande sein, wenn ihm nicht die Gesetze bekannt wären, worauf

der Himmelslauf beruht, und wenn die Vernunft nicht damit übereinstimmte.

Alles, was vom Jahreslaufe gesagt worden, gilt auch von der Bewegung des Mondes. In dem für einen bestimmten Ort berechneten Kalender findet sich ja eine Angabe von allen im Verlaufe des Jahres eintretenden Mondwechseln, und zu welcher Stunde und Minute der Mond täglich aufgehen und untergehen wird! Man ist so an diese Voraussagungen gewöhnt, daß man sich gar nicht mehr darüber verwundert, aber sie sind doch wirkliche Geschenke unsrer mit der natürlichen Vernunft vertrauten menschlichen Vernunft, und sollten uns daran erinnern, was wir den Männern zu verdanken haben, die ihr Leben den Wissenschaften weihen. Diese im täglichen Leben fortwährend benutzten Voraussagungen wurden hier unter den vielen anderen hervorgehoben, um Vielen eine Veranlassung zu geben, die bisherige Gleichgültigkeit abzuschütteln, mit welcher sie geistige Dinge an sich vorübergehen lassen. Der Kalender selbst enthält noch manche andere Voraussagungen, worunter die der Sonne- und Mondfinsternisse keine unbedeutende Stelle einnehmen. In einigen, etwas ausführlicheren Kalender ist sogar die Stelle am Himmel voraus angegeben, wo die Planeten zu bestimmten Zeiten zu stehen kommen werden. Obgleich nun alle diese Dinge schon jeden Nachdenkenden von der Zuverlässigkeit der Naturwissenschaft überzeugen müssen, so können wir doch noch viel mehr Beweise dafür anführen, und darunter einige, welche durch ihre Auffälligkeit besonders geeignet sind, die Aufmerksamkeit rege zu machen.

Als man vor anderthalbhundert Jahren eine zusammenhängende Kunde der hier gedachten Naturgesetze

sich erworben hatte, kannte man noch alle Wandelsterne nicht, die bis jetzt in unserm Sonnensystem entdeckt worden sind, und doch gab man bereits Gesetze, welche für alle Planeten gelten sollten. Als darauf ein neuer Wandelstern 1781 in dem Uranus entdeckt worden war, fand man bald, daß derselbe sich nach den vorausbestimmten Gesetzen richtete, und noch waren keine 4 Jahre verlaufen, als man schon wußte, daß derselbe 81 Jahre zu seinem Umlaufe um die Sonne gebrauchen werde. In den folgenden Jahren zeigte es sich, daß der neuentdeckte Planet doch einige Abweichungen von der für ihn berechneten Bahn hatte, allein man fand auch gleich nach den Anziehungsgesetzen, daß die Abweichungen von einem noch entfernteren Planeten herrühren müßten; man rechnete aus, wo derselbe zu suchen sein werde, und siehe da! man fand ihn an der vorher bezeichneten Himmelsstelle und nannte ihn den Neptun. — Seit Anfang unsers Jahrhunderts sind eine Menge kleiner Planeten entdeckt worden, deren Zahl an dem Tage, da dies geschrieben wurde, elf betrug*). Sie haben fast alle eine gleichmäßige Entfernung von der Sonne, und auch ihre Bahnen richten sich nach den für die größeren Planeten geltenden Gesetzen. Wenn ein solcher neuer Planet einige Abend beobachtet worden, berechnet der Sternkundige die Sonnenbahn desselben, und irrt selten in seiner Angabe. Es würde kein Ende nehmen, wenn wir alle zuverlässigen Voraussagungen aufzählen wollten, welche aus den für unser

---

*) Anfangs 1853 war diese Zahl bis auf fünfzehn gestiegen, zu welchen noch in diesem Jahre andere zwei hinzukamen.
d. U.

Sonnensystem geltenden Gesetzen hergeleitet worden sind, doch wollen wir noch einer Art derselben erwähnen. Zum Gebrauch auf langen Seereisen über weite Meeresstrecken hat man Seekalender entworfen, welche eine große Anzahl Vorausbestimmungen über die Sonne und den Stand des Mondes und der vornehmlichsten Planeten zu angegebenen Zeiten des kommenden Jahres enthalten, so daß ein erfahrener Seemann, der diese Tafeln anzuwenden und Beobachtungen am Himmel anzustellen versteht, mittels der Tafeln und der Seeuhr ausrechnen kann, wo er sich auf dem Meere befindet, auch dann, wenn er weder Land sehen kann, noch andere Kennzeichen für Seefahrer mehr wahrzunehmen vermag. — Aus diesem Beispiel geht dann ein abermaliger Beweis hervor von dem unberechenbaren Einflusse, den die Wissenschaft auf die Verhältnisse des menschlichen Lebens hat, was durch Tausende von Zeugen, die nicht zu dem Gelehrtenstande gehören, dargethan werden kann.

Die Feinde der Wissenschaft bedienen sich so gern jeder dargebotenen Gelegenheit zur Verblendung Ungelehrter, daß wir nicht umhin können, hier mit einigen Worten der sogenannten falschen Wetterprophezeiungen im Kalender zu erwähnen. Jene Leute meinen nämlich, eine so große Menge von den Gelehrten begangener Fehler in der Vorausbestimmung der Witterung, wie sie der alljährliche Kalender enthalte, gebe doch wol ein gutes Recht in Händen, sie auch anderer Irrthümer fähig zu halten. Ganz gewiß braucht man nun kein Gelehrter zu sein, um einzusehen, wie übel es mit dieser Beschuldigung bestellt ist, denn wenn alle übrigen Voraussagungen des Kalenders richtig befunden werden,

so beweist die Unsicherheit der Witterungsangaben ja nur, daß man noch nicht zu einer Kenntniß der Gesetze für die Veränderlichkeit des Wetters gekommen ist. Diese Erwiderung auf obige Beschuldigung müßte genügen, doch will ich noch eine Nachricht hinzufügen. Die Wetterprophezeiungen des Kalenders haben ihren Ursprung in einer Zeit, da die Wissenschaft noch in ihrer Kindheit, unvollkommen und mit mannigfachen falschen Einbildungen beladen war. Anfangs nahm man nicht nur Prophezeiungen über die Witterung in den Kalender auf, sondern auch über Krieg und Pestilenz, des Kaisers Tod und andere Weltbegebenheiten. Diese Unsitte erhielt sich noch lange, nachdem die Gelehrten das Grundlose solcher Vorhersagungen eingesehen hatten, denn es gab gar viele Menschen, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, daß diese Prophezeiungen von Werth wären, weil mitunter eine oder die andere derselben eintraf — als wenn es nicht immer zutreffen müßte, daß wer kühn eine Menge Weissagungen jeder Art ersinnt, auch mitunter Einiges aufstellt, das sich nachmals bestätigt. Als die wahren, wissenschaftlich gebildeten Sternkundigen schon lange die Prophezeiungen von menschlichen Begebenheiten von der Aufnahme in die jährlichen Kalenderbücher ausgeschlossen hatten, kamen sie überein, auch die doch nicht ganz so unzuverlässigen Wetterprophezeiungen fallen zu lassen, allein das Volk hielt fest an der alten hergebrachten Sitte und — man gab nach. Als man endlich vor ein paar Jahren dennoch diese verrufenen Wetterprophezeiungen im Kalender wegließ, waren abermals Viele unzufrieden mit dieser Neuerung, ja sogar gelehrte Herren beklagten sich über die Auslassung und meinten, es sei wenigstens doch gut, wenn der ge-

meine Mann aus den falschen Wetterprophezeiungen des Kalenders ersähe, wie auch Hochgelehrte sich irren könnten. Jetzt, da die Wetterprophezeiungen aus den Kalendern weggefallen sind*), wird die Sache bald in Vergessenheit gerathen, und somit der Witz sein Ende erreicht haben, daß man von einem Flunkerer zu sagen pflegt, er lügt ärger als der Kalender, oder er macht Kalender**). Nachdem wir noch eine Warnung vor der Verwirrung hinzufügen, welche dergleichen Einwendungen bei minder Unterrichteten erzeugen können, wenn sie in dem übermüthigen Ton gemacht in die Welt gesandt werden, die Täuschungen dieser Art nicht entbehren können, wenn sie von einiger Wirkung sein sollen, kehren wir zu den Hauptwahrheiten zurück, um welche es sich hier handelt.

Es steht also fest, daß unsere Sonnenwelt ein Ganzes von Gegenständen und Wirkungen bildet, das von innig verbundenen Naturgesetzen regiert wird, die ein Vernunftganzes ausmachen. Wir erkennen darin eine Offenbarung der ewigen Vernunft.

Wir haben bisher noch erst von unserem Sonnensystem gesprochen, das uns schon durch seine Größe in Erstaunen setzt, und worin unsere Erde und alle ihre Schwesterplaneten mit ihren Monden gleich den Gliedern eines Ganzen einbegriffen sind; allein diese unsere Sonnenwelt ist doch selbst nur ein Glied eines höheren Weltsystems. Alle die vielen Sterne des Himmels, welche keine auffallende Bewegung machen, — und

---

*) D. h. in Dänemark, leider nicht so im deutschen Volkskalender. d. Ü.

**) Ein dänisches Wortspiel: kan frykker Almanakker. d. Ü.

ihrer ist bei Weitem die größte Zahl — erweisen sich als Sonnen, die so weit von uns entfernt sind, daß wenn unsere Sonne in eine solche Ferne versetzt wäre, sie uns nur als ein kleiner heller Punkt anscheinen würde. Der helle Gürtel des Himmels, den wir die Milchstraße nennen, besteht, wie unsere Ferngläser es uns gelehrt haben, nur aus lauter solchen Sonnen, von welchen die nächste einige hunderttausendmal weiter von uns entfernt ist als unsere Sonne. In diese Milchstraßenwelt — wie wir sie aus Mangel an einem entsprechenderen Namen nennen wollen — ist unsere Sonne mit und hat ihre Bahn im Himmelsraume, inbegriffen, die jedoch noch nicht berechnet werden konnte, weil man erst in den letzten hundert Jahren so genaue Beobachtungen darüber gemacht hat, daß sie als einen Anfang zu den dazu erforderlichen Arbeiten angesehen werden können.

Die Milchstraße ist wiederum ein Glied einer noch höheren Weltordnung. Wir finden überhaupt keine Grenze für den Gedanken, der uns jedes noch so großes Ganze als ein abermaliges Glied eines noch höheren zeigt.

Unsere Sonnenwelt ist nun nicht blos selbst ein großes Vernunftganzes, sondern auch ein wohlgeordnetes Glied eines unbegrenzten Vernunftganzen, welches wir das Weltall nennen.

In diesem All steht Nichts still: Alles ist einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen, sodaß man glauben möchte, der Gedanke sei nicht im Stande, irgend Etwas in all der Abwechslung festzuhalten. Doch die Naturgesetze sind das Beständige darin; mit Hülfe ihrer können der Gedanke und das Auge jeden Gegenstand im-

mer an der Stelle wiederfinden, wo ihm die ewige Vernunft seinen Platz angewiesen hat.

Gibt es denn — so möchten wir in Ungeduld fragen — in dem ganzen Weltall gar nichts anderes Beständiges als die Naturgesetze und die ewige Vernunft, die ihr Urquell ist? Ja, unläugbar gibt es auch ein unvergängliches Wirken in den Dingen des Daseins. Das Gesetz, daß alle körperlichen Theile einander anziehen, setzt ja eine Wirksamkeit voraus, welche zu einander hintreibt. Die so wohlbekannte Erfahrung, daß jeder Körper einen Widerstand gegen das Zusammendrücken leistet, ist ebenfalls ein Gesetz, welches voraussetzt, daß hier etwas Wirksames vorhanden, welches Widerstand leistet. Die Gesetze der Wärme, nach welchen die Körper davon ausgedehnt werden, davon schmelzen, in Dampf sich verwandeln u. s. w. bedingen gleichfalls eine Wirksamkeit. Es bedarf der Beispiele nicht weiter, denn sie sollen nicht als Beweise für die Sache gelten, sondern nur dazu dienen, dieselbe möglichst anschaulich zu machen, und übrigens genügt es, auf die augenscheinliche Wahrheit hinzuweisen, daß die Naturgesetze die Gesetze der Wirkungen in der Natur sind, mithin ein Wirkendes voraussetzen. In gewissem Sinne kann man sagen, daß wir sehr viele Wirksamkeiten in der Natur antreffen. Je tiefer aber unsere Untersuchungen reichen, desto mehr zeigt es sich, daß alle Verschiedenheiten auf den Gesetzen beruhen, nach welchen das Wirksame in Zeit und Raum vertheilt ist, sodaß wir dadurch zu der Erkenntniß gebracht werden, daß alle Wirkungen aus einer einzigen Urwirksamkeit entspringen müssen.

In der Natur sind das Wirkende und die Wirk-

samkeitsgesetze immer unzertrennlich mit einander verbunden. Wir unterscheiden sie blos in unserem Denken, um sie näher zu betrachten, verlieren aber darum ihr Zusammengehören nicht aus den Augen.

Wir können uns dieses Zusammengehören des Wirkenden und des Gesetzgebenden auch durch Betrachtung unseres eigenen Wesens anschaulich machen. Wir fühlen uns gemüßigt, Wollen und Denken von einander zu unterscheiden, obgleich wir nicht denken können, ohne zu wollen, oder wollen, ohne zu denken. Beide sind in der Wirklichkeit unzertrennlich; aber insofern wir sie denkend von einander unterscheiden, steht dieses Wollen, diese wirksame Fähigkeit, diese Kraft als das Unbegreifliche da, das sich nicht in Gedanken auflösen läßt. Ein solches wirksames Vermögen liegt in jeglichem Sein; ohne dieses Vermögen gibt es keine Wirklichkeit, und selbst das Wort W i r k l i c h k e i t enthält eine glückliche Andeutung dieses Verhältnisses. Wer jedes Sein in Denken auflösen wollte, würde bei seinem Streben dahin nie zu einer Wirklichkeit gelangen.

Die Welt ein beständiges Werk der Gottheit.

Soweit die hier gegebene Darstellung des Daseins reicht, stellt sich dasselbe als das beständige Werk einer Alles durchdringenden Kraft und Vernunft, Vernunft und Kraft, dar. Sie sind überall gegenwärtig; vermöge ihrer ist und wird Alles.

Der Gedanke liegt uns nahe, wird als ein nothwendiger in uns erweckt, **daß diese Einheit der Vernunft und Kraft Gott sein muß.** Alle ferneren Untersuchungen der Naturwissenschaft bestätigen diesen Ge-

danken, wenn wir sie in unserem Überblick auch nicht alle vorführen können. Wer mehr davon zu hören wünscht, ohne sich doch einer gründlichen Beschäftigung mit der Naturwissenschaft weihen zu können, wolle die ersten Theile dieser Schrift wieder vornehmen. Doch soll die folgende Untersuchung auch eine Bestätigung jener geistigen Weltanschauung enthalten. Gern hätte ich noch angehalten, den erhabenen Gedanken auszusprechen, wenn ich nicht die Ungeduld der Leser und ihre Befürchtung, auf einen Irrweg geleitet zu werden, zu berücksichtigen gehabt hätte. Indessen will ich schon jetzt vor der verführerischen Begierde warnen, zu einer recht vollständigen und klaren Vorstellung von Gott zu gelangen. Denn wir müssen dabei nicht unsere Wünsche, sondern unsere Fähigkeiten zum Maßstab nehmen, und haben uns wohl zu hüten, keine Eigenschaften, die unserer eigenen Beschränktheit angehören, in einen Begriff von Gott zu ziehen. Nur zu leicht schaffen wir uns aus lauter Wißbegierde das Bild eines Abgottes statt einer Vorstellung vom unbegreiflichen, ewigen und wahren Gotte. Einen Gedanken dürfen wir doch schon hier aufstellen, wenn derselbe auch nicht die Wahrheit in ihrer ganzen Reinheit ausdrückt, sondern nur als ein ähnliches Bild davon erscheinen kann. Soweit der Wille Gottes sich im Raume äußert, stellt er sich uns als Naturkraft dar, die wir, auch vom religiösen Standpunkte, die schaffende Kraft nennen müssen; die Vernunft Gottes, als Alles in Zeit und Raum ordnend, zeigt sich uns als Vernunftgesetzgebung. Indem wir uns so zurechtzufinden suchen, indem wir den Willen und die Vernunft Gottes von einander unterscheiden, müssen wir doch eingedenk sein, daß Beide ein unzer-

trennliches Wesen, die eine und alleinige schaffende Vernunft sind.

Wir wollen uns jedoch hier wie im Vorhergehenden wesentlich und zunächst an die Ergebnisse erfahrener und denkender Untersuchungen halten. Wir erblicken die Gedanken Gottes in seinen Werken, und hier sollen wir uns durch das Wissen seiner Gedanken unsere Vorstellung von seinem Wesen bilden, nicht in umgekehrter Weise uns erst eine Vorstellung von seinem Wesen zu machen suchen, um daraus eine Meinung von seinen Gedanken herzuleiten.

Der Mensch, ein Weltglied des Erdballs, wie der Erdball selbst das Glied einer noch höheren Weltordnung.

Nachdem wir diese großen Grundzüge des Weltalls entworfen haben, wollen wir nun mit unseren Gedanken zur Erde zurückkehren, um auch die Grundzüge kennen zu lernen, welche die Wissenschaft von ihrem Bilde gewährt.

Die Naturwissenschaft lehrt uns, daß die Erde flüssig gewesen, ehe sie sich zu einer festen Kugel verdichtete, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß sie nur eine ungeheuere Dunstkugel gewesen, ehe sie in einen tropfbarflüssigen Zustand überging. Hier ist es hinreichend für uns, daß wir mit Gewißheit wissen, daß sie einmal, vor vielen Jahrtausenden, eine glühende, sich in geschmolzenem Zustande befindende Kugel gewesen ist, die von einem weit größeren und dichteren Dunstkreise umgeben war als die jetzige Erde. Diese heiße Kugel kühlte allmälig ab, im Laufe einer sehr langen Zeit.

Ihre Oberfläche wurde zu einer festen Rinde, und das meiste von dem Wasser, welches früher den Dunstkreis angefüllt hatte, verdichtete sich zu einem erhitzten Meer. Dieser Zustand war ein sehr unruhiger. Während der fortschreitenden Abkühlung, die natürlich stärker auf die Erdrinde als auf die innere flüssige Masse wirken mußte, schrumpfte jene immer mehr ein, so daß die innere glühende Masse sich hie und da einen Ausweg schaffen mußte. Die Oberfläche der Erde erhielt dadurch nach und nach Erhöhungen und Vertiefungen, was in noch höherem Grade erfolgte, wenn Wasser unter die Rinde eindrang, das von der Hitze in Dampf verwandelt wurde, und so ganze Strecken der Erdrinde über den anderen Theil derselben emporhob. Dadurch bildeten sich nach und nach größere Erhebungen, von welchen einige aus dem allgemeinen Meer auftauchten; es entstanden Untiefen des Meeres, Inseln und Berge, vergleichsweise so, wie wir es noch beim Ausbruch unterirdischer Feuer erleben. Doch waren die Umgestaltungen jener Vorzeit weit größer und ausgedehnter als diejenigen, wovon Menschen Zeugen gewesen sind. Bei allen solchen Umwälzungen erbeben weite Strecken der Erdoberfläche, das Meer geräth in gewaltige Bewegung, ein Theil der festen Rinde wird gesprengt, oder gar zermalmt und ins Wasser gestreut, das diese Theile in einem wiedererlangten Ruhezustande wieder absetzt, und zwar zuerst die größeren Bruchstücke, dann die größeren, griesartigen Körner, zuletzt die feinsten Theile. Auf diese Weise entstehen aus anscheinend blos zerstörenden Ursachen fruchtbare Erdschichten, in welchen Gewächse gedeihen. Dergleichen Veränderungen tragen sich bald an dieser, bald an jener Stelle der Erdrinde

zu, oft auch wiederholt an demselben Orte. Es muß aber eine ganze Reihe derselben zu einem einzigen Naturalter zusammengehören, das Jahrtausende hindurch angehalten hat. Unser jetziges Naturalter, in welchem erst das Menschengeschlecht entstanden ist, durchläuft noch eine Anzahl ähnlicher Veränderungen, doch scheint dasselbe sich in ruhiger-fortbildender Weise zu entwickeln als die vorhergehenden. Als Folge dieser vielen Veränderungen besteht die Erdrinde aus vielfältig verschiedenen Schichten, in deren einige sich der Mensch hinuntergegraben hat, die eine Schicht nach der anderen durchbrechend, so daß wir eben so wohl die Erzeugnisse der ältesten Zeitalter als die der neueren haben untersuchen können. Dabei ist die Natur selbst uns oftmals zur Hülfe gekommen, indem unterirdische Kräfte die untersten und ältesten Erdschichten in die Höhe hoben, oder die neuesten durchbrachen und aus dem Wege räumten.

In den ältesten Erdschichten finden wir keine Spuren eines untergegangenen thierischen und vegetabilischen Lebens, aber in den Gebilden der neueren Naturalter treffen wir auf solche. Lange und mühsame Untersuchungen haben ergeben, daß die zuerst entstandenen Thiere und Gewächse zu den Klassen der niedrigsten Entwicklung gehörten, daß jedes neue Zeitalter sich zu einer höheren Entwicklungsstufe erhob. Das erste Naturalter, worin wir auf Überreste von Pflanzen und Thieren stoßen, hatte nur blumenlose Gewächse und knochen- oder knorpellose Thiere. In den folgenden Naturaltern sehen wir allmälig mehr und mehr entwickelte Glieder des Gewächsreichs zum Vorschein kommen, und noch mehr geben die vielfältigen Gestalten des Thierreichs

uns Gelegenheit, das immer höher und höhere Steigen der Natur zu vollkommneren Entwicklungsstufen wahrzunehmen. Die Entstehung der Fische ging der der Reptilien (Amphibien), der luftathmenden voran. Säugethiere entstanden erst in den späteren Naturaltern, und zwar in immer vollkommenern Arten, nach der Reihenfolge der Naturalter. Erst in unserem Naturalter, dem neuesten von allen, erschien das Menschengeschlecht auf der Erde.

Diese mannigfachen, aufeinander folgenden Veränderungen waren von anderen, innig damit verknüpften begleitet, so daß sie gemeinschaftlich ein Ganzes einer Naturhandlung bildeten. Dazu gehörte die schon erwähnte allmälige Abkühlung der Erde, die Klärung des Luftkreises von den meisten Dünsten, und daß die vereinte Wirkung von Sonnenlicht und Pflanzenleben die Luft von einem Bestandtheil befreien konnte, die dem Athmen des Thiers nachtheilig ist, der Kohlensäure, und dagegen mit einer dem Athmen zuträglichen Luftart, dem Sauerstoff, bereicherte.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in der Entwicklungsgeschichte der Erde unendlich Vieles liegt, das wir nicht verstehen. Aber selbst aus dem hier gegebenen kurzen Überblick geht hervor, daß die Entwicklung nach Naturgesetzen erfolgt ist, was die Wissenschaft in mannigfachster Weise bestätigt. Es kann noch hinzugefügt werden, daß die Kenntniß von der Entwicklung der Erde neu ist; sie ist kaum hundert Jahre alt, wächst aber mit zunehmender Geschwindigkeit, und wird fast mit jedem Jahr zu größerer Vollkommenheit gebracht.

Halten wir nun vorläufig an, um zu erwägen, in wie weit die dargestellten Thatsachen sich auf das mensch-

liche Leben anwenden lassen. Wir werden unsere Gedanken dabei zunächst auf das Menschengeschlecht richten müssen, nicht auf den einheitlichen Menschen. Allerdings hat auch das menschliche Individuum ein Recht auf Betrachtung für sich, doch erst, nachdem dasselbe als Glied des ganzen Menschengeschlechts betrachtet worden.

Das Menschengeschlecht erscheint uns nur in seinem rechten Lichte, wenn es nicht blos als besonderen Theil, sondern daneben als ein Glied des ganzen Daseins betrachtet wird, d. h. als ein Glied eines Vernunftreichs, worin Alles, was sich seiner selbst nicht bewußt ist, sich unbedingt nach den ewigen Vernunftgesetzen richtet, und wo die sich selbst bewußten Wesen zwar den nämlichen Gesetzen unterworfen sind, doch nur so, daß sie in gewissen Richtungen frei über die Grenzen hinaus wirken können, welche die Naturgesetze der sich unbewußten Natur vorgeschrieben haben. Jeder weiß, wie das Menschengeschlecht das alleinige selbst bewußte, und insofern freie Glied des Vernunftreichs hier auf Erden ist.

Zu der inneren Übereinstimmung dieses Vernunftreichs mit sich selbst gehört, daß das Menschengeschlecht das Seinige zum Sein und zur Entwicklung des Ganzen, beitragen muß, besonders aber zur Entwicklung der Erde, mit welcher es in nächster Verbindung steht. Der Mensch greift sowohl geistig als körperlich in die Entwicklung der Erde ein. Im gewöhnlichen Leben denkt man sich die Erde nur als eine Zusammensetzung von Erd- und Steinarten, von Metallen, Wasser u. s. w. Aber wir wissen schon aus diesem kurzen Umriß, wie auch das Thierreich und das Pflanzenreich mit zu ihrem Wesen gehören, und genauere Untersuchungen bestätigen, daß beide sehr zur Entwicklung der Erde beigetragen

haben und ferner dazu beitragen. Das Gewächsreich hat nicht allein den Dunstkreis der Erde umgewandelt, sondern bei seinem Untergange Überreste nachgelassen, welche zum Entstehen neuer Gewächse dienten, und demnächst hat es uns in den weit reichenden Kohlenschichten ein Zeugniß seiner großen Bedeutung in der Bildung der Erdrinde hinterlassen. — Das Thierreich ist vielleicht von keiner geringeren Bedeutung, und hat jedenfalls in entschiedener Weise zur Ausbildung der Erde mit beigetragen. Die Kohlensäure, welche das Thier ausathmet, liefert einen großen Beitrag zu der Masse von Kohlensäure, welche die Pflanzen einathmen. Indem die Thiere viele Bestandtheile des Gewächsreichs verzehren und verdauen, und wiederum die für Erhaltung ihres Lebens nicht nothwendigen Stoffe an die Erdoberfläche abgeben, tragen sie zur Ernährung der Pflanzen bei. Auch ihr Tod und die Verwesung ist eine fernere Beförderung des Wachsthums der Pflanzen. Überdies hat das Thierreich einen ansehnlichen Beitrag zur Masse des Erdballs durch ganze Berge und Inseln von Schaalthieren und Korallen abgegeben, wozu auch verhärtete Überreste der unendlich kleinen, aber auch endlos zahlreichen Infusionsthiere gehören. —

Hieran knüpft sich nun die Theilnahme der Menschen an der Entwicklung der Erde. Das Menschengeschlecht gehört freilich zu den zuletzt entstandenen Thieren der Erde, aber schon von seinem Erscheinen hat das Mitwirken seinen Anfang genommen und ist auf zweierlei Arten geschehen: theils so wie das übrige Thierreich, theils, und zwar weit mehr, durch freiwillige Thätigkeit. Die Menschen haben z. B. ungeheuere Waldstrecken ausgerottet, hier und da wieder andere ange-

pflanzt; sie haben große öde Landstriche angebaut, haben Sümpfe und Seen ausgetrocknet, Flüsse abgeleitet, Kanäle gegraben und sie haben so viele und so große Städte angelegt und erbaut, daß sie einem Mondbewohner, wenn er sie durch ein Fernrohr betrachten könnte, als ausgezeichnet schöne Stellen auf der Erdoberfläche erscheinen würden.

Gesetze, welche der Entwicklung des Menschengeschlechts zu Grunde liegen.

Mit dieser körperlichen Theilnahme an der Entwicklung der Erde ist die weltliche Bedeutung des Menschengeschlechts nicht erschöpft, denn das Geschlecht soll das freie Vernunftleben hinsichtlich der Erde verwirklichen. Wir wollen es nicht unternehmen, dies aus der Natur der Dinge herzuleiten, weil wir diesen Weg überall nicht eingeschlagen sind, sondern nur dazu auffordern, es im Dasein anzusehen. Das Menschengeschlecht entwickelt sich immer mehr zu einem Dasein von Vernunftleben, und fügt während der Entwicklung dem Vernunftgepräge, das die ganze Natur an sich trägt, ein Gepräge von freiem Vernunftleben hinzu, das nicht unmittelbar in dem Willenlosen hervortreten konnte.

Zwar kann man in Gedanken das geistige wie das körperliche Leben besonders verfolgen, und gewiß hat man aus solchen Gedankenverknüpfungen viele große Wahrheiten geschöpft. Hier wollen wir indessen das vereinte Resultat alles Dessen, was das Denken uns davon gelehrt hat, benutzen, um zu einem Überblick des Daseins des Menschengeschlechts in der Gesammtheit,

des Geistigen mit dem Körperlichen, des Körperlichen mit dem Geistigen, zu gelangen.

Die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen geht in Gemeinschaft vor sich. Diese allgemein bekannte und unbestreitbare Thatsache möchten Diejenigen, welche sich besonders mit Betrachtung des geistigen Zustandes des Menschen beschäftigen, so gern in Vergessenheit bringen, weil sie eine geheime Furcht hegen, das Geistige durch Anerkennung jener Gemeinschaft herabzusetzen. Wir dürfen eine solche Befürchtung nicht hegen, denn wir haben gesehen, wie die ganze Körperwelt das Werk des reichschaffenden, vernünftigen Willens ist, und finden daher nichts Anstößiges in der Wahrheit, daß die Wesen, in welchen die freie Vernunft auf unserem Weltkörper oder auf einem anderen hervortritt, an dieselben Vernunftgesetze gebunden sind, welche sich auch in denjenigen Dingen offenbaren, die selbst kein Bewußtsein davon haben. Wie aber das freie Vernunftwesen sein Dasein nach dem Tode des Körpers, woran es gebunden war, fortsetzen kann, kann hier noch nicht erklärt werden.

Wir wollen nun erst sehen, wie der Mensch sich von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten entwickelte. Man wird die Frage aufwerfen, wie das erste Menschenpaar entstehen konnte, da es keinen Vater und keine Mutter hatte. Darauf müssen wir erwidern, daß wir es nicht wissen, wollen aber doch einige nähere Aufklärungen über das große Räthsel hinzufügen, damit man unsere eingestandene Unwissenheit nicht als Einwand gegen die Wahrheiten geltend mache, welche wir über den Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Erdballs und der Thierwelt dargestellt haben. Die Erde

hat sich, wie wir gehört haben, in einer Reihe von Naturaltern entwickelt. Von der Zeit an, als die Erde in einen Zustand gelangt war, worunter Thiere und Pflanzen auf derselben gedeihen konnten, wurden in jedem neuen Naturalter neue Gewächse und Thiere hervorgebracht. Obgleich, was wir nun von den Thieren zu sagen haben, auch auf das Pflanzenreich anzuwenden ist, muß der Gedanke doch bei jenen jetzt weilen. Beim Eintreten eines neuen Zeitalters gingen zwar nicht alle Thiere des vorhergehenden unter, aber doch viele derselben, und nach einer Reihe von Naturaltern lebte ein ganz neues Thierreich auf der Erde. Unter dem Einflusse der Kräfte, welche die großen Umgestaltungen der Erde bewirkten, entstanden dann jedesmal neue Thiere. Daß alles Dies nach dem schaffenden Willen Gottes geschah, ist offenbar, und es ist somit allerdings eine Wahrheit, die wir aussprechen, wenn wir sagen, daß Gott die Dinge so geschaffen hat, aber keine so vollkommen entwickelte Wahrheit, als sie unter denkendes Wesen zu erreichen strebt. Dem Menschen ist es verliehen, in vielen Schöpfungen den göttlichen Willen aus den Naturgesetzen zu ersehen, wornach die Wirkunkungen erfolgen. Wenn wir also nun fragen, wie die Wesen eutstanden, so ist die Frage nicht, ob Gott sie erschaffen hat, sondern wie viel wir von den Gesetzen entdeckt haben, worin sein unendlich vernünftiger Wille sich offenbarte. Selbst in Fällen wie der gegenwärtige, wo wir nur Antworten erhalten, die unsere Unwissenheit nicht heben, ist es unserm nach Einsichten begierigen Geiste dienlich, daß die Frage aufgestellt worden, damit man zur Kenntniß der Grenzen gelangt, an welchen unser Wissen jetzt steht. — Da die Körper der

Thiere aus den eigenen Stoffen der Erde hervorgebracht sind, und da sie nach der ewigen Vernunft gebildet sind, so können wir gern sagen, daß sie aus Erde geschaffen sind, und Leben von Gott empfangen haben. Das Nämliche können wir vom Menschen, dem Werk des letzten Naturalters, behaupten. Kaum kann es ein für die Kindheit des Menschengeschlechts faßlicheres Bild hiervon geben, als daß Gott den Menschen aus einem Erdenkloos schuf und ihm seinen lebendigen Odem einhauchte. Denen aber, die da meinen, man dürfe hier nicht weiter fragen, und gern darüber triumphiren möchten, daß wir so wenig zu antworten wissen, wollen wir nur daran erinnern, wie es so viele andere Fragen gibt, worauf wir einmal früher auch keine befriedigende Antwort zu geben wußten, was uns aber jetzt möglich geworden ist. So z. B. brauchen wir jetzt nicht bei dem Gedanken stehen zu bleiben, daß Gott die Tages- und Jahreszeiten gibt, da wir durch fleißiges Forschen entdeckt haben, wie diese großen und wichtigen Zeitwechsel nur Glieder einer weit höheren göttlichen Gesetzgebung sind. Was dagegen den Ursprung der Menschen und Thiere betrifft, da dient die Wissenschaft nur dazu, uns vor Augen zu stellen, daß die lebenden Wesen in gesetzfolglichem Zusammenhange mit der eigenen Entwicklung der Erde entstanden sind. Haben wir denn damit auch nichts Anderes für unsern Zweck erreicht, so bleibt es doch immer noch ein Gewinn, daß wir in der folgenden Betrachtung nicht von eitlen Fragen über diesen an sich so wissenswürdigen Gegenstand gestört werden*).

---

*) Diesem berühmten Naturforscher, wie seinem noch gefei-

Kehren wir nun zur geistigen Anschauung der ersten Entwicklung des Menschen zurück! Ihm sind Sinne verliehen, um Eindrücke zu empfangen, und die Natur übt ihn im Gebrauche derselben. Sein geistiges Vermögen, empfangene Eindrücke im Gedächtnisse zu be-

---

erteren Collegen darf der Laie es zum Vorwurf machen, daß sie Beide vor der eigentlichen Beantwortung der wichtigsten aller Fragen zurückweichen. Humboldt sagt, in der Natur seien alle diejenigen Stoffe vorhanden, woraus der menschliche Körper bestehe; Örsted, jedes Naturalter habe eigenthümliches Pflanzen- und Thierleben geschaffen. Läßt sich nun annehmen, daß so erleuchteten Männern die Hypothese nicht sollte vorgeschwebt haben, daß in den verschiedenen Stadien der Erdenbildung auch ein immer vollkommener werdendes Vermögen zur Lebensbildung lag, das mit der vollendeten Gährung endete, um einem neuen, vollkommneren Platz zu machen, bis die letzte die Kraft gebahr, das menschliche Leben zu bilden? Armselig und dem unerforschlichen Schöpfer unwürdig ist doch wol der Gedanke, daß dem werdenden Körper erst Leben eingehaucht wurde, als die Puppe fertig geworden war? Denn was ist der hüpfende Punkt im Ei, das Regen des Embryo im mütterlichen Leibe anders als das sich gleichzeitig mit dem Körper entwickelnde Leben, das sicher in dem Begegnen der höchsten Äußerung des Lebensprincips beider Geschlechter, dem größten Wunder der Natur, der Empfängniß, seinen allein-wahren Ursprung hat. Waren die Befürchtungen dieser beiden unsterblichen Männer vor Erschütterungen religiöser Annahmen so groß, daß sie mit ihrer endlichen Meinung über das Höchste, das uns Menschen wissenswerth erscheint, zurückhielten? In Wahrheit! wir begreifen sie dann nicht, begreifen den edlen v. Humboldt nicht, wenn er sich sogar zur Annahme von einem ersten Menschenpaare aus biblischen Rücksichten verstehen möchte, und dadurch die so natürlichen Systeme Cuvier's und Bory de Saint-Vincent's verwirft. Oder gibt es vielleicht für die Aufklärung der Gegenwart keine geschichtlichen Beweise, daß schon lange vor dem κατ' ἐξοχην der Bibel andere Menschen auf der Erde lebten? D. Ü.

wahren und sie zu bearbeiten, verschafft ihm einen unaufhörlichen Zuwachs an Kenntnissen und klarem Auffassen.

Viele Gelehrte haben etwas Unbegreifliches darin gefunden, daß die Menschen dahin gelangten, ihre Gedanken und Gefühle in Worten auszudrücken, was indessen nicht unbegreiflicher ist als das ganze übrige Dasein. Innerhalb der Grenzen des Daseins dürfte das Hervorbringen der Rede in gutem Zusammenhange mit sämmtlichen Naturverhältnissen stehen. Kennen wir nicht etwa viele Thiere, die einen Trieb und eine Fähigkeit besitzen, Töne hervorzubringen, welche zu erkennen geben, was in ihnen vorgeht? Einige Thiere besitzen ja gar die Fähigkeit, fremde Töne nachzuäffen! Der Gebrauch, den die Thiere von dieser Befähigung machen können, hat nur wenig zu bedeuten im Vergleich zu der Anwendung, den die Menschen davon machen, allein die Ungleichheit zwischen Thieren und Menschen ist hier nicht größer als in Beziehung auf die Geistesfähigkeiten. Daß die Sprachwerkzeuge der Menschen geeignet sind, eine so große Mannigfaltigkeit von Tönen hervorzubringen, ist nicht der wichtigste Umstand, obgleich ein nothwendiger für den Gebrauch, den sie mit ihren Geistesfähigkeiten davon machen sollen. Die Anwendung der Sprachwerkzeuge würde sie nicht in den Stand setzen, so vielfältige Töne hervorzubringen, wenn sie keine so begabten Wesen wären. Das Hauptsächlichste ist jedoch die mit der Sprache verbundene Fähigkeit, die von außen her empfangenen Eindrücke bewahren und ausbilden zu können. Töne, die von Anfang nur Gefühlsäußerungen waren, erhalten durch die in der Neigung zu gegenseitiger Mittheilung begründete

Zusammenstimmung zwischen mehren Menschen eine nähere Bedeutung. Töne von Thieren oder anderen tongebenden Gegenständen wurden nach denselben Anlagen zu Bezeichnungen benutzt. Die Verwandtschaft, welche oft zwischen zweien Begriffen gefunden wird, gab wiederholt Gelegenheit, aus einem Ton einen anderen, einen verwandten, zu bilden. Sehr oft gab zufälliges Zusammentreffen eine Veranlassung zur Bildung von Bezeichnungn. Alles Dieses geschah zuerst in kleinen Gemeinschaften, und verbreitete sich später in größeren. Anfänglich ging diese Ausbildung sehr langsam von statten, und gewiß sind Jahrtausende darüber hingegangen, ehe man bis zu der sprachlichen Entwicklung gelangte, die wir in den ältesten uns aufbewahrten Sprachdenkmalen vorfinden.

Die Entwicklung der Menschen erfolgte in einer Reihenfolge vereinigender und trennender Wirkungen, von welchen bald die einen, bald die anderen zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Orte überwiegend wurden. Wir werden allmälig in Erfahrung bringen, wie es eins von den Gesetzen des ganzen endlichen Daseins ist, daß die Wirksamkeiten solchergestalt wechseln, und unter diesem unaufhörlichen Kampf die Gegenstände hervorbringen und ordnen. Wollte Jemand fragen, warum ein solches Gesetz für das Dasein gilt, müßten wir zunächst bemerken, wie eine solche Frage soviel hieße, als warum der göttliche Vernunftwille so beschaffen, wie er ist. Wir können indessen doch hinzufügen, daß wer sich recht vertraut mit Allem macht, was die Forschung uns von der sich in der Natur offenbarenden Vernunft gelehrt hat, dadurch eine innere Anschauung vom Vernunftzusammenhange des ganzen

Daseins sich erwirkt, welche ihm die Überzeugung gewährt, daß diese Gesetze ihren Grund im innersten Wesen des Daseins haben. Zu den vereinenden Wirksamkeiten gehörten der Geschlechtstrieb, die Liebe zu den Kindern und die Kindesliebe zu den Eltern, das Bedürfniß des Umgangs mit Anderen und der Mittheilung, das gegenseitige Hülfsbedürfniß; zu den trennenden gehörten Streitigkeiten, welche leicht aus gewaltsamer Begierde nach gleichem Gegenstande entstehen konnten, die Unzulänglichkeit von Lebensmitteln auf dem bewohnten Raume und die Lust zur Veränderung.

Die Menschen sind von der Natur dazu angewiesen, einander zu lieben, und zur Erreichung der höchsten Ausbildung durch gegenseitige Mittheilung. Wie aber kann dies mit der Macht feindseliger Wirksamkeiten in Eintracht gebracht werden? — Darauf muß zur Antwort dienen, wie ein bloßes Streben nach Vereinigung bald zu erschlaffendem Stillstehen führen würde; denn ohne Kampf entwicklen sich keine Kräfte. Der Unerfahrene kann sich die Vorstellung machen, daß ein liebevolles Beisammenleben zweier Liebenden, fern von fremden Einflüssen, die höchste irdische Glückseligkeit sein würde; allein ein solches Leben, das gar keinen Anreiz von der Außenwelt empfinge, und von jeder Einwirkung auf dieselbe abgeschieden wäre, wenn ein solcher Zustand überall denkbar sein könnte, müßte einen Schlaf mit seinem Traum als ein wirkliches Leben abgeben. Die Ruhe, wornach die Menschen sich wohl zu sehnen pflegen, bedeutet nur eine Lage, worin man von starken Anstrengungen verschont wird, und ist so verschieden nach der verschiedenen Natur der Menschen, daß die Lage, welche dem Einen eine genügende

Ruhe gewährte, dem Anderen zu langweilig, dem Dritten zu angreifend sein würde.

Durch wechselseitige Einwirkung zwischen dem Menschen und der Natur, und gegenseitig zwischen Menschen, wird die uns innwohnende Vernunftanlage entwickelt. Hier wollen wir vorzüglich auf die Anlage zum Gottbewußtsein und zur Tugend Rücksicht nehmen, woran sich doch nothwendig einige Aufklärungen über die Entwicklung der übrigen Vernunftanlagen knüpfen müssen.

Obgleich die Entwicklung, welche der Mensch durch den Einfluß der unbeseelten Natur und durch den Verkehr mit anderen Menschen erlangt, mit der Zeit fortschreitet, so daß die Wechselwirkungen auf unzählige Weise ineinander eingreifen, muß man doch, um seine Gedanken zu ordnen, bald die eine, bald die andere Wirkung für sich betrachten. Mit dieser Unterscheidungsursache vor Augen ist es einerlei, mit welcher Betrachtung wir den Anfang machen.

Versetzen wir uns in Gedanken zurück in den frühesten Zustand des Menschen, doch so, daß wir darunter nicht blos die ersten Tage des Menschengeschlechts, sondern seine ersten Jahrhunderte verstehen. Es lebten erst wenige Menschen in Gemeinschaft, und nur wenig konnten sie von einander lernen. Dagegen waren sie mehr den Einflüssen der Natur unterworfen, weil sie noch keine Häuser oder Zelte kannten, sondern unter und auf Bäumen lebten. Jeder Einzelne mußte einen Kampf mit der Natur bestehen, um sich Früchte, Wurzeln oder Thiere zur Nahrung zu verschaffen, mußte sich gegen wilde Thiere wehren, mußte sich einen Zufluchtsort verschaffen, so oft es nöthig wurde. Dabei empfingen sie alle zahlreiche Eindrücke von den Naturgegen-

ständen, und was am stärksten auf ihre Sinne wirkte, prägte sich am stärksten dem Gedächtniß ein, wurde von den ihnen unbewußten Gesetzen der Sinnenwahrnehmung, später durch Nachdenken, geordnet, wie wenig sich auch die letztere Fähigkeit noch bei ihnen entwickelt hatte. Richtet der Mensch z. B. seine Aufmerksamkeit auf Vögel, wird er sich ordentlicherweise ihrer zuerst als fliegende, befiederte Wesen erinnern. Insofern er nur Vögel zu Gesichte bekommt, die nicht sehr an Gestalt und Farbe verschieden sind, wird seine Vorstellung von denselben meistens bei der Ähnlichkeit stehen bleiben; wird aber seine Aufmerksamkeit auf Vögel von ganz verschiedener Größe und Gestalt gelenkt, so muß die Ungleichheit ebenfalls ein Gegenstand seiner Erinnerung werden. Allmälig, wie eine Mannichfaltigkeit dergleichen Eindrücke sich seinem Gedächtniß einprägt, wird er die empfangenen Eindrücke in Gedanken ordnen, und sich so eine beginnende Vorstellung von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten, von Zusammengehörigem und Nichtzusammengehörigem erwerben. — Wir werden jetzt von frühester Kindheit an darin geübt, uns solche Gedanken zu machen, allein die ersten Menschen haben sie sich halb erwerben müssen. Was hier von einem einzigen Gegenstande gesagt worden, läßt sich leicht auf viele andere anwenden, auf andere Thierarten, auf Bäume, auf Blumen, auf die glänzenden Himmelskörper u. s. w. Obgleich aber die ersten Menschen ihre Vorstellungen von den Dingen um sie her nach demselben Grundgesetze bilden mußten, das noch jetzt unserem geistigen Wesen zur Richtschnur dient, so werden doch die unter so ganz verschiedenen Verhältnissen erworbenen Vorstellungen auch so sehr verschieden gewesen

sein, daß sie eiuem gedankenlosen Menschen als ganz andere erscheinen könnten. Während der Mensch Eindrücke von außen in sich aufnimmt, wird ja seine Geistesthätigkeit auf sehr verschiedene Weise angeregt. Die ersten Menschen unterschieden nicht so genau als wir, was während der Einwirkung in ihnen vorging von den Eigenschaften des Gegenstandes, der den Eindruck auf sie machte. Sie dachten sich, es müßten die Fähigkeiten, welche durch äußere Gegenstände zur Thätigkeit bei ihnen gebracht worden, auch den Eindruck machenden Dingen eigen sein, und kamen solchergestalt dahin, sich die ganze Natur als von denkenden und wollenden Geistern beseelt vorzustellen. Zwar sehen auch wir nun ein, wie sich in der ganzen Natur etwas Geistiges offenbart, übersehen dabei aber den Unterschied nicht, der zwischen den Wesen gemacht werden muß, in welchen dieses Geistige zum Selbstbewußtsein gelangt ist, und den zahllosen anderen Gegenständen, welche die nämlichen Gesetze ohne Bewußtsein befolgen. Nur, wenn wir uns in jene Kindheit des Menschengeschlechts zurückdenken, in die Verhältnisse, die damals obwalten mußten, können wir es begreiflich finden, daß diese ersten Kinder der Natur lebende, wollende und denkende Wesen in Bäumen, Quellen, ja sogar in den jede Bewegung entbehrenden Felsen zu sehen meinten. Bei einer solchen Auffassungsweise mußte man denn nun in der Sonne und dem Mond große und erhabene Geister sehen, in der Einen einen gewaltigeren, in dem Anderen einen milderen. In dieser letzteren Vorstellung lag doch auch der erste schwache Begriff von einer Gottheit, wie sehr derselbe anch einer Entwicklung auf seinem niedrigen Standpunkte bedurfte.

Der Umgang unter den wenigen, beisammenwohnenden ersten Menschen gab ebenfalls Veranlassung zur Erweckung von Gedanken, die mit dem Einfluß der Natur in keiner Verbindung standen. Dabei konnte es nicht anders sein, als daß der Mensch bei seinem Nebengeschöpf ein geistiges Wesen wie das seinige voraussetzen mußte: das eigene Wesen trat ihm, von außen kommend, wieder entgegen, und konnte nur einen belebenden und entwickelnden Einfluß auf ihn ausüben. Erweckte der eine Mensch angenehme Gefühle in dem andern, so entstand Liebe, wurden entgegengesetzte Gefühle aufgeregt, wozu der Streit um den Besitz gleicher Gegenstände vielfältige Gelegenheit geben konnte, erwuchs Haß daraus. Durch solche angenehme oder unangenehme Einwirkungen konnte auch ein erster Anfang zu der Vorstellung von einem Etwas in den Handlungen der Menschen entstehen, das zu billigen oder zu verwerfen war, und dieser geringe Anfang wurde das verborgene Saatkorn zu dem Begriffe von Recht und Unrecht.

Lassen Sie uns nun von diesem sich äußerst langsam entwickelnden Zustande absehen, um zu einem weiter fortgeschrittenen überzugehen, wo die Menschen schon zahlreicher beisammen wohnten, obgleich noch immer erst in einer sehr dünnen Bevölkerung nach heutigen Begriffen. In diesem hier vorausgesetzten Zustande ist die Bevölkerung in kleine Haufen vertheilt, wovon eigentlich jeder eine kleine Gemeinde bildet, die aber dennoch in einer Art Verbindung mit einander stehen. Wir wollen annehmen, daß sie von Viehzucht leben. Die kleinen Gemeinden bestehen meistens aus einer Familiengesellschaft, in welcher der Stammvater über seine

Nachkommen regiert, doch sind auch dienende Mitglieder aufgenommen, besonders, wenn das Haupt der Familie sich die Mittel erworben hat, Viele zu ernähren, und Macht besitzt, Alle beschützen und in Zucht halten zu können. Manche Umstände können diese Stämme nun dazu antreiben, sich zeitweilig näher aneinander anzuschließen; denn oft sind sie einer größeren Kraft benöthigt, den Angriffen wilder Thiere zu widerstehen, als wozu der einzelne Stamm das Vermögen hat. Ein solcher Bund aber hatte viel zu bedeuten in unangebauten und schwach bevölkerten Landstrichen. Wer es hier am besten verstand, die Anderen gegen die reißenden Thiere anzuführen, mußte bald zu dem Oberbefehl auf diesen gefährlichen Jagdzügen gelangen. Wer ein Thier erlegte, daß kein Anderer anzugreifen wagte, ihm vertraute man sich an, und wiederholte Wagstücke machten ihn zum Lenker der Gemeinschaft. Brachen fremde Stämme ein, dann schlossen wiederum mehre Nachbarn sich aneinander, zum Kampf der Abwehrung, und wurden bald inne, wie gut es war, dabei von einem ausgezeichneten Führer geleitet zu werden. Die Männer, welche bei solchen Jagdzügen oder Vertheidungskriegen einen Ruhm sich erworben hatten, wurden nun auch als Schiedsrichter bei entstandenen Streitigkeiten unter den einzelnen Stämmen aufgesucht, bald auch als Solche bei Uneinigkeiten zwischen Mann und Mann. So entstand unter den ersten Menschengruppen der Begriff von Gesetz, von Verwaltung und die Einsicht von dem Nutzen derselben.

Eine andere Art vereinigter Kräfte hatte man damals an den weisen Männern. Noch immer lebten die Menschen in der freien Natur; die Wichtigkeit, den Gang

der Jahreszeiten zu kennen, ward ihnen daher bald einleuchtend, allein sie hatten weder Gelehrte noch Buchdrucker, kannten kaum einmal etwas von einer Schriftsprache. Von Kalendern wie die unsrigen konnte also nicht die Rede sein, aber die am meisten begabten Männer, die fleißiger über Alles nachdachten, als andere, beobachteten nach und nach die Gesetze, nach welchen die Himmelsbewegungen eintraten. Sie prägten sich den Wechsel des Mondes ein und entdeckten allmälig, wie dieselben Jahrszeiten nach zwölf Monaten wiederkehrten. Nach langer Zeit kamen sie zu weiteren Entdeckungen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, genauere Angaben und Bestimmungen zu machen, aber schon die jetzt gemachten Erfahrungen waren wohlthätig für Alle. Auch in unseren Tagen denken die meisten Leute gar nicht weiter über diese Dinge, weil sie den Gang der Jahreszeiten ohne eigenes Nachdenken erfahren, da der Kalender, kirchliche Gebräuche und viele staatliche Einrichtungen ihnen die Kenntniß davon fast aufdringen. Wenn wir uns aber in Zeiten zurückversetzen, da noch Niemand wußte, wie lange der Sommer oder der Winter anhalten werde, so wird es uns klar, welche große Wohlthat Derjenige seinen Nebenmenschen erzeigte, der ohne Anweisung in Büchern und ohne Schrift oder doch bequeme Schriftwerkzeuge so gut Buch geführt hatte im Kopfe mit den Himmelsbegebenheiten, Monate und Tage so fest im Gedächtniß bewahrte, daß er den Anderen den Gang des Jahres vorhersagen konnte. Mit solchen Geistesgaben, die in jenen Zeiten der Unwissenheit einen Mann in Stand setzten, sich solche Einsichten anzueignen, würde derselbe auch in unseren Tagen befähigt gewesen sein, das Menschengeschlecht einen oder

den anderen Schritt in der Erkenntniß der Natur weiter zu führen.

Auch in anderen Beziehungen muß es in jenen ersten Zeiten Männer von besonderen Einsichten gegeben haben, die der Menge als Weise erschienen. Die Gabe, in versöhnender Weise Streitigkeiten zu vermitteln, Rath und Vorschriften zu einem friedlichen Beisammenleben zu ertheilen, Kenntniß von Krankheiten und Heilmitteln, Erfindungsgabe zu besserer Benutzung von Naturgegenständen — alle diese Eigenschaften machten den Einzelnen zu einem wichtigen Manne für seine Mitmenschen und erwarben ihm ihre Verehrung und Vertrauen zu seiner Weisheit. Es war damals auch nichts Ungewöhnliches, daß ein Mann alle jene Einsichten in sich vereinigte. Wovon es noch in unseren Zeiten einzelne allgemeine Beispiele gibt, mußte in der Vorzeit weit eher möglich sein, wo noch kein Zweig des menschlichen Wissens zu einer Ausbildung gekommen war, daß die Bekanntschaft mit derselben einen großen Theil des ganzen Lebens erforderte.

Erinnern wir uns nun, daß die damaligen Menschen den äußerlichen Dingen Gedanken und Willen beilegten. Solche Geschöpfe ihrer kindischen Einbildungskraft waren bald gute, bald böse, bald auch Wesen von beiderlei Natur. Das Himmelslicht, das Meer, die Flüsse, die Wälder, die Berge und noch viele andere Dinge hatten ihre gewissen Götter, und selbst die Weisen des Volks theilten diese Ansichten. Diese Letzteren erschienen demnach dem Volke als Vertraute der Götter, und sie selbst waren bis zu einem gewissen Grade von derselben Meinung, denn sie waren sich recht wohl bewußt, daß ihre Entdeckungen, obgleich aus ihnen selbst

hervorgegangen, doch nur aus der Betrachtung der Gegenstände entsprungen waren. Man hatte z. B. herausgebracht, wie die Gottheiten der Sonne und des Mondes ihre Wege aneinander geordnet hatten, und dadurch gleichsam die Berathschlagungen der Götter mittheilen können, während man sich selbst als eingeweiht in die Geheimnisse derselben betrachtete. Der hierin liegende Grundgedanke ist eine unläugbare Wahrheit, denn die Kenntniß der Weltgesetze ist Kenntniß der Gottesgedanken, allein alle damaligen Vorstellungen hatten eine körperlichere Gestalt.

Wir erfahren hieraus, wie die Menschen bei ihrem Zusammenleben mehr und mehr gemüßigt wurden, Alles unter sich nach vernunftgemäßen Rathgebungen und Vorschriften zu ordnen. Wurden dann diese Regeln beobachtet, so entstanden allmälig Gesetze daraus. Fanden die Menschen Schutz unter den angenommenen Gesetzen, so gewannen sie sie lieb und traten, nach den Eingaben ihrer Vernunftnatur, zum Schutze derselben auf. Denn der Mensch besitzt ein natürliches Vernunftgefühl, welches ihm Achtung vor der in den Gesetzen ausgesprochenen Vernunft abnöthigt, und ihn anerkennen läßt, daß es sich darin von einem Etwas handelt, dem sein freier Wille sich unterwerfen müsse. Mit anderen Worten heißt dies eine Entwicklung des Pflichtgefühls in Gemeinschaft mit der Ausbildung gesellschaftlicher Zustände.

Bei jenen Göttern setzten die Menschen eine gleiche Vernunft wie die ihrige voraus, doch in höherem Grade, zumal bei den mächtigsten Göttern. Je größer, mächtiger und unabhängiger ein Gott war, desto gerechter dachten sie sich ihn auch, nur daß sie ihn nicht aller

ihrer eigenen Leidenschaften entkleideten. Die weisesten und geistreichsten Menschen waren es, welche die Ideen von den Eigenschaften und der Natur der Götter ersannen, und dadurch erhabene Muster zur Nachahmung aufstellten. Die Welt einer Dichtung, die sich auf diese Weise bildete, war nicht das Werk eines Mannes, sondern der Männer des ganzen Zeitalters, gleichwie die meisten späteren Dichterwerke hatte sie ihren Ursprung in einer willkürlichen Dichtung, war aber von einem ehrfurchtsvollen Streben, die Geheimnisse des Daseins zu errathen, hervorgerufen worden, und war somit eine vom Geiste des Zeitalters erzeugte Naturdichtung.

So knüpfte sich die Lehre von Recht und Tugend an die Lehre von den Göttern, und es konnten die Leiter und Gesetzgeber der menschlichen Gesellschaft sich ohne Trug als die Freunde und Boten der Götter darstellen. Daß sich doch in diese allgemeinen Verhältnisse auch Betrügereien, selbst grobe Täuschungen mit einschlichen, konnte natürlich nicht ausbleiben. Wenn die durch Anwendung höherer Naturgaben erworbenen Kenntnisse als Geheimnisse in gewissen Priesterkasten aufbewahrt wurden, und wenn die durch Naturdichtung entstandene Religion in blose Ausübung durch Priester überging, die keinen Sinn mehr dafür hatten, so wurden solche Betrügereien selbst schädlich.

Das Letztere gilt auch von den Wundern, die, wie berichtet wird, von hochbegabten Männern verrichtet worden sein sollen. Oft mochten solche wundervolle Thaten selbst Demjenigen unerklärbar sein, der sie selbst aufgefunden hatte. Ihm selbst waren sie eine Gewähr für die vermeintliche Berechtigung zur geistigen Herrschaft, während sie bei der Menge die stärksten Beweis-

mittel abgaben. In den allermeisten Fällen wurden aber dergleichen Wunderwerke nur von Menschen geübt, die dem gemeinen Volke an Schlauheit überlegen waren, und wurden so das Werkzeug der schändlichsten Betrügereien.

Unter den verschiedenen Völkerschaften, besonders wenn sie in geringem Verkehr mit einander standen und sich sehr ungleich waren, nahmen die Begriffe von göttlichen Dingen, von Recht und Tugend einen ganz verschiedenen Charakter an. Es bildeten sich vielerlei Religionen, aber doch finden sich im Allgemeinen die hier gegebenen Grundzüge in allen wieder.

Im Verlaufe des geschilderten Entwicklungsganges wurde allmälig ein Standpunkt erreicht, über welchen die Aufklärung nicht hinausgehen durfte, wenn der Begriff vom Göttlichen den übrigen Zuständen angemessen bleiben sollte. Aber unter der weiteren Ausbildung des Verstandes, welche der gegenseitige Einfluß des Verkehrs der Menschen mit einander und der Berührung mit der Umwelt unausbleiblich mit sich führte, mußten die Wahrheitsbilder, welche bisher ihren ganzen Geist angefüllt hatten, dem fortschreitenden Denken unterworfen werden, wodurch die alte Auffassungsweise beschränkt, gestört wurde, und mehr oder weniger in Vergessenheit gerieth, ohne daß ein neues Ganze der Auffassung dafür gebildet ward. Auf der einen Seite erhielt man nun eine vollständiger entwickelte Dichterwelt, worin der Verstand freieren Spielraum gewann und den alten Göttergestalten ein bestimmteres Gepräge gegeben war, als sie es auf der anderen Seite in dem vom Verstande mehr aufgeklärten Dasein vertragen konnten. Je besser man z. B. die Gesetze der Himmelsbewegungen kennen lernte, desto

mehr mußte man die Dichtung verwerflich finden, welche Sonne, Mond und Wandelsterne als Menschen ähnliche Wesen einer höheren Natur darstellten, und überall mußten die Kenntnisse, welche man sich nach und nach von Ursachen und Wirkungen erwarb, mit einer Naturlehre der Einbildungskraft in Widerspruch gerathen, welche die fortdauernde Ausbildung der Dichterwelt entworfen hatte. Dadurch entstand bei Einigen ein um sich greifender Unglaube, bei Anderen ein vorherrschender Aberglaube, bei den Meisten aber ein wunderbares Gemische von Unglauben und Aberglauben.

Nachdem wir nun den Fortschritt der Entwicklung unter einer alleinstehenden Völkerschaft betrachtet haben, müssen wir unsere Blicke auf den Einfluß richten, den der Verkehr verschiedener Völker mit einander auf die Weiterbildung ausübte.

Bei jedem namhaften Volke des Alterthums nahm die Bildung einen eigenthümlichen Charakter an. Alle Schattirungen derselben anzugeben, wäre nicht möglich; es wird genügen, auf einige der bekanntesten Hauptgegenden hinzuweisen, welche der Sitz einer uralten Bildung gewesen sind, und von welchen große Einwirkungen auf andere Länder und Völker ausgingen. Ägypten war schon ein altes Reich zu Moses Zeiten; er war durch die Fürsorge einer Prinzessin unter den Bewohnern des Landes erzogen, und wahrscheinlich in die Geheimnisse ihrer Priester eingeweiht worden, die doch bei ihm eine andere Gestalt gewannen. Indiens frühe Bildung ist bekannt. Mögen die Gelehrten noch Vieles über das rechte Alter seiner ältesten Schriften zn untersuchen haben, uns ist es genug, daß Niemand in Zweifel stellen kann, daß es ein sehr hohes sein muß, und

daß vom indischen Volke Werke hervorgebracht worden sind, welche beweisen, daß sie schon vor Christo hohe gesellschaftliche und moralische Bildung besaßen, und daneben eine Dichtungswelt, die mit einem weitverzweigten Götzendienste verbunden war. Die Perser hatten schon im hohen Alterthum ihren Zoroaster, die Chinesen ihren Kon-fu-the, der zwar nur einige Jahrhunderte vor Christo lebte, aber doch schon viele Vorgänger gehabt hatte*). In beiden Ländern nahm die Bildung eine ganz eigenthümliche Richtung. Bei den Ägyptern herrschte eine geheime Priesterweisheit; es entstand eine heilige Schrift, und das Volk ward in Sklaventhum gehalten. — Bei der indischen Weisheit hatte sich früh ein starkes Gefühl von der Vergänglichkeit alles Zeitlichen und der Sündhaftigkeit des Menschen ausgebildet; dann eine Lehre von den sinnlichen Offenbarungen der Gottheit zur Dämpfung des Sündlichen, der Versöhnung, und eine Lehre von der Unterdrückung und Ertödtung der sinnlichen Natur zur Erreichung der höchsten Heiligkeit, neben milden und schönen Sitten. Aber alle die in ihren Lehren und Meinungen liegenden Einseitigkeiten erdrückten das Schöne, das darin vorhanden war, und der Götzendienst ersäufte die hohen Ansichten der Weisen in grober Sinnlichkeit. Die Lehre des Zoroasters hob mit großer Kraft in Licht- und Schattenbildern den Kampf des Guten mit dem Bösen und den endlichen Sieg des Guten hervor. Aber Kon-fu-the lenkte das Auge zu sehr vom Gött-

*) Confucius oder Kon-fu-the, etwa 550 Jahre vor Christi; Zoroaster, nach Rode 2000 Jahre v. Chr. D. Ü.

lichen hinweg, vermuthlich von seinem Abscheu vor Abgötterei dazu hingerissen, und richtete den Gedanken auf Ordnung der menschlichen Gesellschaft, wobei er doch wiederum einseitig seine Gesetze zu genau an das Band der Verwandtschaft knüpfte.

Diese Beispiele sind den geschichtlichen Nachrichten über die älteste Bildung entnommen. Wie viele früheren Stufen der geistigen Entwicklung der Menschheit mögen denselben vorangegangen sein, ohne daß wir auch nur eine Ahnung von ihren Eigenthümlichkeiten haben! Viele Beweise sind vorhanden von dem gegenseitigen Einflusse dieser ältesten uns bekannt gewordenen Bildungsideen, was wir durch einige Angaben bestätigen wollen. Von den Griechen, die auf so mannigfaltige Weise die Lehrmeister der übrigen europäischen Völker geworden sind, wissen wir, daß bei ihnen, außer älteren Einwanderungen auch deren aus Ägypten und Phönicien stattfanden, wenn auch die Bildung der Letzteren aus grauer Vorzeit herstammte, aber doch jünger als die ägyptische war. Aus Griechenland gingen dagegen viele Wißbegierige nach Ägypten und Asien, und kehrten mit neuen Schätzen von Kenntnissen in die Heimath zurück. Später aber übertrafen die Griechen in vielen Stücken ihre Lehrmeister und bildeten durch selbstständigen Fleiß ein großes und, innerhalb gewisser Grenzen, harmonisches Ganzes. Darauf verbreiteten sie als Eroberer Kenntniß der griechischen Sprache und griechische Wissenschaften über einen großen Theil Asiens und Ägyptens, und empfingen in einem noch späteren Zeitalter neue Einwirkungen des Denkens in jenen Landen. Groß war auch der Einfluß der Griechen in Ita-

lien und in den letzteren Jahrhunderten der Republik auf den römischen Staat, und die Zurückwirkung von da war von keiner geringeren Bedeutung. Ganz und gar wird der Einfluß griechischer Bildung auf die übrigen gesitteten Nationen der Erde niemals aufhören.

Ähnliche Wechselwirkungen haben zwischen den alten asiatischen Völkern stattgefunden. Gelehrte, Religionsstifter, Handel und Kriege haben manchen Austausch von Kenntnissen, wohl auch von Irrthümern, veranlaßt, was nicht von einer gewissen Zeit oder Weltgegend allein gilt. Haben wir doch schon Beispiele genug gesehen, welche die Gesetze des Daseins näher aufklären!

Jedes besondere Volk hat seine Eigenthümlichkeit; die Bildung, welche es sich durch sich selbst erwirbt, muß nothwendig einseitig und beschränkt werden. Ein Volk soll vom anderen annehmen, um das Einseitige der nationalen Ausbildung abzustreifen. Dadurch lernen sie beiderseits von einander; auf beiden Seiten werden neue Gedanken erweckt, die neue Bewegungen hervorrufen, neue Erweckungen des geistigen Lebens, welche als Lebenserhöhungen nicht geringeren Werth haben als die gewonnenen Kenntnisse selbst. Sogar die Irrthümer, welche allmälig wieder ausgerottet werden müssen, tragen zur Vernunftentwicklung bei, denn einen Schein von Wahrheiten enthalten auch sie allemal und ihre Vertilgung gewährt der Wahrheit neue Beleuchtung. In der lebendigen, das Wirkliche gründlich auffassenden Darstellung der Wahrheit, müssen die Irrthümer als vom Lichte umgebene und beherrschte Schattenwürfe erscheinen.

Wie in allen anderen Rücksichten, so bedürfen die Menschen auch hinsichtlich der Vernunftentwicklung einander. Das Menschengeschlecht soll ein Vernunftreich bilden, in welchem die Wahrheit durch gemeinsames Mitwirken ganz, rein, klar, stark, mannigfaltig und lebendig erscheint. Diese Vollkommenheit zu erreichen, ist zwar den Menschen unmöglich; allein sie soll das uns vorschwebende Musterbild sein, nach dessen Verwirklichung wir streben, und dieses Streben führt zu höheren und immer höheren Stufen der Vervollkommnung.

In der jetzt gegebenen Darstellung sind nur so viele Züge der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts mitgetheilt worden, als nöthig waren, um daraus zu ersehen, wie alle ersten Schritte jedes gesellschaftlichen Vereins den Daseinsgesetzen gemäß vor sich gingen, und damit man die Möglichkeit daraus entnehmen konnte, daß das vielfältige Zusammentreffen der verschiedensten Völkerschaften, der häufigen Rückschritte, welche mit den Fortschritten wechselten, ungeachtet, das Menschengeschlecht einer größeren Reife entgegenzuführen. Des Christenthums wurde dabei noch nicht erwähnt, weil wir es nicht in gleiche Klasse mit den anderen Religionen stellen wollten, und überdies läßt sich hier von demselben nicht so sprechen, wie sich es sich in der entwickelten Weltanschauung darstellt. Ist diese wahrhaftig, wird auch das wahre Christenthum, das hier nicht berührt wurde, sich damit vereinen lassen. Hat sich aber in die auf unsere Weltanschauung begründete Auffassung Verkehrtes eingeschlichen, das sich folglich nicht mit dem wahren verschwistern läßt, dann muß es unser Wunsch sein, das Irrthümliche zu entdecken und den rechten Grund davon aufzufinden.

Das Christenthum bildet den mächtigst wirkenden Wendepunkt im Entwicklungsgange des Menschengeschlechts. In demjenigen Theile der Welt, wo die höchste geistige und bürgerliche Entwicklung geherrscht hatte, war eine große Verwirrung der Begriffe von allen göttlichen Dingen, und in Folge davon eine fürchterliche Sittenverderbniß eingetreten. Den Menschen that noth, aus diesem Zustande erlößt zu werden, indem ihnen ein großes Geistesgeheimniß auf eine Weise offenbart wurde, welche geeignet war, tief auf die Seelen zu wirken und die darin schlummernde Lebenskraft zu wecken. Dies geschah durch Christus, mittels seiner Lehre, seines Lebens und Todes, durch den Geist, den er seinen Schülern eingegeben hatte, und den diese wiederum den neuen Christen eingaben. Die Erfolge des Christenthums, der Einfluß desselben auf die Menschheit ist der höchste Beweis von der ihm inwohnenden göttlichen Kraft. Es erhob die Liebe zum Mittelpunkt des geistigen Lebens: die Liebe zu Gott und die damit zusammenhängende Liebe zum Nächsten sollten der Grundquell unserer Handlungen, unsere geistige Lebensquelle sein. In dieser Liebe und in dem Vertrauen auf die Liebe Gottes lagen zugleich der Glaube an die Vorsehung und an die Unsterblichkeit. Die herrlichen Lebensregeln, welche Christus ertheilte, waren nicht das Hauptsächlichste seiner Wirksamkeit unter den Menschen; nein, es war eine Denkart, ein geistiges Lebensgefühl, das er erweckte, und das denjenigen Menschen ganz durchdringen sollte, der sich mit voller Aufrichtigkeit zu ihm hingab. Die Aneignung eines solchen höheren Lebens ließ den Menschen die Welt verachten, Dasjenige, welches das Ungeistige in der menschlichen Benutzung

der Welt ausmacht, und nur als ein Werk der Gottheit die Welt zu lieben. Christus berief also den Menschen von der gottverlassenen Welt, die durch eigene Verirrungen vom Dasein ausgeschiedene Menschheit, zum Leben in einer höheren, von Gott beseelten Welt. Das Alles aber konnte nicht durch Wissenschaft, sondern nur durch einen Glauben erreicht werden. Er rief sie hervor und brachte zu Leben und Bewußtsein die Anlagen zum Ewigen, welche in dunkler Tiefe des eigenen Inneren aller Menschen schlummern. Die, welche ihn hörten, fühlten, daß er wie ein Gewalthaber sprach, und dasselbe Gefühl verbreitete sich weiter, auch zu Denen, welche sich mit den Berichten von seinen Reden begnügen mußten. Auf ihn richtete nun die Menschheit ihr Auge in Ehrfurcht, Andacht und Liebe als auf den Mittler zwischen Gott und dem Menschen.

Doch ist es bekannt genug, daß die göttliche Wahrheit nicht so leicht Eingang bei den Menschen findet, sondern daß Rohheit, Leidenschaften, Vorurtheile, irrthümliche wissenschaftliche Auffassungen, bald die Seelen der Menschen derselben verschließen, bald zu falscher Auslegung derselben verleiten. Obgleich die Anlage zum Begreifen aller Wahrheiten, ja sie selbst aufzufinden, im Wesen des Menschen liegt, so gibt es doch eine gewisse Ordnung, worin sie geweckt werden kann, die doch rücksichtlich der Verschiedenheit an Leben und Kraft der Anlage dazu, ihre Abweichungen hat. Jedenfalls aber lernen wir die Wahrheit am besten kennen, wenn wir sie von mehren Seiten und in verschiedenen Richtungen betrachten. Hier wollen wir es versuchen, die göttlichen Vorschriften des Lebens und unsere Verhältnisse in Beziehung auf Gott durch Betrachtung der Weltgesetze darzustellen.

Das geistige Leben.

Einige allgemeine Bemerkungen.

Nachdem wir nun in allgemeinen Zügen den Zusammenhang dargestellt haben, worin das geistige Leben des Menschen mit der Natur steht, wollen wir es versuchen, uns sämmtliche Gesetze dieses geistigen Lebens zu vergegenwärtigen. Wir werden es dabei nicht unternehmen, Alles aus einem einzigen Grundsatze herzuleiten, sondern wir wollen unser inneres Auge die Runde machen lassen im Dasein und zu Ausgangspunkten unserer Übersicht diejenigen Punkte wählen, wovon das meiste Licht auf unseren Gegenstand geworfen wird. Dabei wird es sich denn zeigen, daß die Wahrheiten, zu welchen wir auf den verschiedenen Wegen geführt werden, in vollkommenem Einklange mit einander stehen, was nur dazu beitragen kann, unsern Entschluß, ein wahres Vernunftleben zu führen, kräftigst zu stärken.

Durchweg wird es sich offenbaren, wie die Vernunft uns zu Gedanken und Handlungen anweist, die zwischen zweien Äußerlichkeiten liegen. Die Vernunft enthält eine Versöhnung aller Gegensätze; alle Vernunftgesetze führen zum Gleichgewicht. Diese, schon im Vorhergehenden dargestellten Verhältnisse werden auch im Fol-

genden ihre volle Anwendung finden. Doch wollen wir einem Vorurtheil entgegentreten, das zwar keine allgemeine Herrschaft erlangt, sich aber doch bei manchen vorwärtsstrebenden Geistern festgesetzt hat: die Verachtung einer Mittelstraße. Es wird nicht schwer zu begreifen, wie dieses Vorurtheil den Weg zu feurigen Köpfen gefunden hat. Denn zwar ist die Lehre, daß der Weise die Mittelstraße geht, anfangs von den weisesten Männern ausgegangen, und hat bei Gleichgesinnten Beifall gefunden, aber sie ist auch der Mittelmäßigkeit eine Lieblingslehre geworden. Dabei hat man jedoch nicht genug darauf geachtet, wie der Satz eine ganz andere Bedeutung bei dem Denker und dem gedankenlosen Nachsprecher gewinnt. Bei dem Einen bedeutet er: „Suche das Vernünftige zu ergründen, so wirst Du finden, daß auf beiden Seiten Irrthümer herrschen!“ bei den Anderen: „Gehe die Mittelstraße, so wist Du das Vernünftige finden!“ Der Eine will also von der Wahrheit lernen, vor welchen Irrthümern er sich hüten soll, der Andere will vom Irrthum die Wahrheit kennen lernen, die er suchen soll. Der Unterschied ist doch auch noch ein anderer. Jener will die Kenntniß des Irrthums durch die Einsicht in das Vernünftige finden, Dieser trachtet nach keiner Einsicht des Vernünftigen, sondern nur nach einer Kenntniß, oder vielmehr einer blosen Nachricht darüber, die er sich dadurch zu erwerben sucht, daß er die Mittelstraße zwischen den Äußerlichkeiten einschlägt, welche er nur für Irrthümer hält, weil sie Äußerlichkeiten sind, nicht weil er den darin liegenden Irrthum erkennt. Obgleich ein solches Verfahren auch im besten Falle nur auf einem Umwege zur Wahrheit führen kann, läßt sich doch nicht läugnen, daß er

in einsichtsvoller Anwendung doch wirklich dahin führen kann. Aber es ist derselbe beschwerlich zu finden, und wenn er kurzsichtiger Weise befahren wird, übersieht man sehr leicht auf demselben die entsprechenden und widerstrebenden Gegenstände. Würde z. B. ein Streit über die Frage geführt, ob eine genannte Tafel eine größere Ausdehnung von Osten nach Westen oder von Süden nach Norden habe, so würde es ein sehr unzuverlässiger Ausweg sein, anzunehmen, daß beide Ausdehnungen gleich seien. — Lächerlicherweise trifft es sich oft, daß solche Vermittler sich zu Schiedsrichtern zwischen Denen, die eine Wahrheit aufstellen und ihren Gegnern aufwerfen, indem sie eine Mittelstraße zur Ausgleichung vorschlagen. Fichte sagte einst, es gäbe Leute, die in einem Streite, ob $2 \times 2 = 4$ oder $= 5$ sein sollte, die Mittelstraße von $4^1/_2$ zur Beilegung des Streites vorschlagen würden. — Freilich sind die einsichtslosen Anpreisungen der goldenen Mittelstraße selten so offenbar thörichter Art, allein von solchen, deren Thorheit mehr verborgen liegt, hat es zu Zeiten genug gegeben, um die ganze Lehre von einer Mittelstraße lächerlich an einer ganzen Klasse von Menschen zu machen, die nicht selbst untersuchten. Daher hat so Mancher, der sich einbildete, die Mittelstraße führe zur Mittelmäßigkeit, sich abgemüht, um original oder als ein starker Geist zu erscheinen, indem er einer zügellosen Gedankenrichtung folgte. Allein jede, auch die einst bewunderte Übertreibung geht in den selbst hervorgerufenen Folgen zu Grunde.

Führen denn doch die Anforderungen der Vernunft uns hier nicht gar zu weit? Schränken sie das menschliche Leben nicht in so enge Grenzen ein, daß dadurch jedes

ungewöhnliche Streben gehemmt wird? — So könnte es allerdings auf den ersten Blick erscheinen, allein die Vernunft selbst weist den großen und ungewöhnlichen Kräften ihren zugleich freien und hinreichend weiten Spielraum an.

Wenn es aus dem Vorstehenden hervorzugehen scheint, daß eine rechte Mittelstraße nie ohne tiefe Einsicht betreten werden kann, so ist dagegen zu erwägen, daß es in den menschlichen Verhältnissen liegt, vermöge eines gewissen Wahrheitsgefühls einen rechten Gebrauch von Lehren zu machen, wovon wir Grund und Bedeutung nicht gehörig einsehen. Daher kann die Vorschrift oft eine gute Anleitung oder eine gute Warnung sein, die uns selbst bei tieferen Untersuchungen einen solchen Dienst leisten kann.

Das Streben, sich selbst glücklich zu machen.

Der jedem selbstbewußten Wesen eingepflanzte Trieb, sich selbst glücklich zu machen, artet bekanntlich nur zu oft in ein übertriebenes Streben aus, diesen Zweck zu erreichen. Dies muß nothwendig der Fall sein, wenn wir unser Glück nur in endlichen Daseinszwecken suchen. Zwar rufen die Männer, welche in bürgerlicher, kirchlicher oder schriftstellerischer Weise berufen sind, Leiter ihrer Mitmenschen zu werden, den ihnen angehörenden Kreisen zu, daß es ein viel höheres Glück zum Nachstreben gibt; ihre meisten Zuhörer und Leser sagen auch Ja dazu, lassen aber doch die in den Ermahnungen enthaltenen großen Wahrheiten an sich vorübergehen. Unendlich groß ist die Zahl Derjenigen, welche diese Wahrheiten als Nachrichten aus fremden Welttheilen

anhören und gleichsam, als wenn dieselben sie nicht recht angingen, denn sie werden so sehr von sinnlichen Lebensbewegungen umbraust, daß sie taub davon werden für die Stimmen der Ewigkeit. Es gibt Beispiele in Menge von scharfem Denken über weltliche Dinge, die mit unverhohlener Geringschätzung aller solcher Bestrebungen gepaart sind, die sich hoch über jene Angelegenheiten erheben. Auf der anderen Seite haben sich indessen auch Viele einer so einseitigen Betrachtung des Ewigen ergeben, daß sie den Zusammenhang des Endlichen damit ganz aus dem Gesichte verloren. Bemühen wir uns also, die Sache im Lichte der Wahrheit zu sehen!

Wir wollen uns hier den großen und natürlichen Lebensanspruch vor Augen stellen, daß der Mensch ein größtmögliches Glück zu erreichen strebt, d. h. er trachtet nach dem höchsten Gut, wenn es eine solche Einheit alles Guten gibt, oder nach der größten Summe aller Güter. Um dieser Absicht zu genügen, muß der Mensch nicht blos wissen, was ein ihm dienliches Gut ist, sondern auch, welchen Werth es für ihn hat, das eine von allen Gütern im Verhältniß zum anderen. Dadurch wird er von vorn herein aufgefordert, sich eine Einsicht in das Wesen des Daseins zu erwerben. Diese Kenntniß ist ihm unentbehrlich; denn wenn das natürliche Gefühl ihm auch hierin zum Wegweiser dient, so kann dasselbe ihn ohne Nachdenken ebensowohl verleiten, als zum Leiter eines rechten Pfades werden. Freilich hat es Beispiele gegeben, wo Menschen, die ihren natürlichen Eingebungen folgten, eine bessere Anwendung von ihrem Leben machten, als viele denkende und gelehrte Männer. Das ist eine große, nicht in Abrede zu stel-

lende Wahrheit, wenn sie richtig verstanden wird. Denn das natürliche Gefühl, welches den Menschen so oft den rechten Weg führt, ist hinsichtlich seiner Stützpunkte und Anwendung ganz verschieden von dem Gefühl, das Demjenigen zum Führer dient, der durch selbstständiges Überlegen untersuchen will, was ihm ein dienliches Gut sein kann.

Worin besteht denn der Unterschied?

Menschen, die sich zu keiner selbstständigen Untersuchung des wahren Guten erheben, können sich auf die weitverbreiteten Meinungen stützen, welche wir den großen Führern der Menschheit zu verdanken haben, und sie werden sich dieselben aneignen, wenn sie nicht aus verkehrtem Sinn allen höheren Lebensregungen widerstreben, die sich, auch zum Theil unbewußt, in ihnen bewegen.

Ist dem Menschen aber nicht schon alles dazu Erforderliche im Christenthum gegeben?

Das wollen wir nicht verneinen, doch hier, wo wir den Weg der Natur gehen, dürfen wir auf dasselbe nicht berufen.

Wozu nützt aber eine Untersuchung, wenn das Nothwendige schon in der christlichen Lehre enthalten ist?

So haben schon Manche im Geiste des Chalifen Omar gefragt, der alle Bücher, außer dem Koran, verbrannt wissen wollte. Aber kein Denkender darf der langen Erfahrung gegenüber so fragen, da die Beweglichkeit der menschlichen Gedanken, welche keine Gewalt zu hemmen vermag, so viele Zweifel geltend gemacht hat, daß die christliche Gesellschaft schon seit den frühesten Zeiten die abweichendsten Meinungen über die Auslegung ihrer Lehre zu beantworten gehabt hat.

In diesen Dingen muß der Mensch um die Erleuchtung Gottes bitten.

Sehr wohl! aber vergessen wir nur nicht, daß hier vom Menschengeschlechte die Rede ist, wozu auch die Heiden, die der Vorzeit nicht ausgeschlossen, die Juden, die Mohamedaner u. s. w. gehören. Selbst unter den Letzteren haben Viele ihren Geist zu der ihnen mehr oder weniger begreiflichen Gottheit erhoben, und die geistigen Kräfte, welche sie antrieben, die besseren Lebensvorschriften zu befolgen, welche ihr Zeitalter und ihre Umgebung darboten, waren auch nur göttliche Wirkungen.

Es ist also nicht diese abhängige, obschon unendlich wichtige Hülfe, das wahre Gute zu finden, wovon hier gehandelt wird. Wir wollen vielmehr Dem ins Herz sprechen, der die Frage gründlich untersuchen möchte, und dabei möglichst wenig an die ihm von Anderen darüber vorgehaltenen Meinungen glaubt.

Regeln für die Lebensführung *).

Vorläufige Übersicht **).

Die Gesetze der Lebensführung lassen sich aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: mit Rücksicht auf Gott, mit Rücksicht auf das ganze Menschengeschlecht, mit Rücksicht auf das Vernunftbewußtsein des einzelnen

---

*) Nicht das Wandeln auf dem Lebenspfade, das Sichgehenlassen, sondern die zum Entschluß gewordene Führung oder Leitung des eigenen Lebens. D. Ü.

**) Es fand sich nachstehende Randbemerkung in dem Manuscripte von der Hand des verstorbenen Verfassers, aus welcher eine Absicht hervorgeht, an deren Ausführung ihn der Tod verhinderte. D. Ü.

„Muß umgearbeitet werden. Es wird damit anzufangen sein, daß eine gehörig zusammenhängende und umfassende Darstellung der Vorschriften für die Lebensführung ihren Ausgang von Gott haben muß, daß wir aber bei den unseren geistigen Fähigkeiten zugänglicheren Wahrheiten anfangen müssen, die alle auf Gott hinweisen. Erst nachdem alle Wahrheiten aus verschiedenen Gesichtspunkten durchgegangen sind, bilden wir uns die vollkommene Übersicht, indem wir von der Einheit in der Gottheit ausgehen. Vielleicht wäre es doch auch möglich, der Sache eine hinreichend überzeugende Anschauung zu geben, indem man von Gott ausginge. Dies muß näher erwogen werden!

Menschen, oder mit Rücksicht auf sein Bestreben, die Weltbenützung so einzurichten, daß ihm dadurch das möglichste Glück zu Theil wird. Allerdings läßt es sich denken, daß man jede dieser Betrachtungsweisen dergestalt zum Grunde legen könnte, daß Alles, was aus den anderen zu entwickeln wäre, auch darin gefunden würde, oder sich daraus ableiten ließe. Es müßte eine solche Darstellung aber zu einer einseitigen Auffassung führen, die Einem nicht gestattete, jede Wahrheit in ihrem rechten Lichte zu sehen. Daher wollen wir im Laufe unserer Erwägung allmählig von einem Standpunkte nach dem anderen ausgehen, und uns dann der Übereinstimmung erfreuen, womit die auf verschiedenen Wegen gefundenen Wahrheiten einander entgegenkommen. Doch sollen diese Betrachtungen uns nicht in der Ordnung vor Augen geführt werden, wozu ihre Erhabenheit oder ihr Umfang auffordern könnte, sondern in einer Folge, wovon anzunehmen, daß sie am besten geeignet sein wird, eine starke Überzeugung bei den meisten Menschen hervorzurufen, und den Geist auf die übrigen Wahrheiten vorzubereiten.

Die Tugend als thätiger Wille, ein Vernunftleben zu führen.

Wir haben uns bereits in einem Überblick über das ganze Dasein die Wahrheit klar vor Augen gestellt, daß der Mensch ein auf wesentliche Art in das Weltall eingeordnetes Glied, und dessen Gesetzen unterworfen ist, doch mit der großen, für seine ganze Daseinsweise entschiedenen Unterscheidung von allen anderen irdischen Dingen, daß er innerhalb gewisser Grenzen nach freiem

Wollen wirken kann. Manche ließen sich durch einseitiges Denken zu einer falschen Ansicht von dieser Wahrheit hinreißen, Andere richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Abhängigkeit der Menschen von der Natur und läugneten im Hinblick auf die unabweisliche Wahrheit, daß der Mensch ein Werk der Natur ist, eine ihm verliehene Freiheit des Willens, und endlich fesselten Einige ihre Gedanken zu ausschließlich auf die Freiheit des Vernunftwesens, und stellten dadurch den Zusammenhang desselben mit der Natur in einen sie selbst täuschenden Schatten. Wenn wir indessen zu einer klaren Vorstellung vom menschlichen Leben gelangen wollen, müssen wir ebensowohl des uns verliehenen freien Willens als des Bedingnisses eingedenk sein, daß wir ein in das All der Natur eingereihtes Glied sind. Der anscheinend in diesen beiden Wahrheiten liegende Widerspruch wird durch die Verschmelzung beider mit der umfassenden Wahrheit gehoben, wornach der Mensch ein Glied eines Vernunftreichs ist — denn wir haben gesehen, wie das ganze Dasein ein solches bildet. Ist dies auch schon im Vorhergehenden ausgesprochen worden, mußte doch hier wiederholt daran erinnert werden, weil es der leitende Gedanke in den Untersuchungen sein wird, die wir nun anzustellen haben.

Im ganzen Thierreich herrscht, wenn auch in verschiedener Entwicklung, ein Bewußtsein vom Dasein. Das Thier freut sich des Lebens in dem Maße, worin es seiner Natureinrichtung gemäß das Dasein genießen darf, und fühlt Schmerz bei Allem, was dieses Dasein stört oder vernichtet. Der Mensch gleicht hierin dem Thier, empfindet aber auch über das selbstbewußte Dasein in der Natur eine Freude, die in dem Grade zu-

nimmt, worin seine Vernunftentwicklung ihn zu höheren Stufen erhebt. Diese beiden Arten der Freude am Leben, des thierischen Daseins und des vernünftigen Daseins, stehen in keiner unmittelbaren Übereinstimmung mit einander; unaufhörlich schwebt der Mensch zwischen ihren entgegengesetzten Anlockungen. Doch sind es diese nicht, die seine Wahl entscheiden sollen, obgleich sie ihn eine gute Wahl treffen lassen würden, wenn seine Einsichten unendlich vollkommen wären. Er soll einem höheren Berufe folgen, und dahin treibt ihn das Bewußtsein, einer Vernunftwelt anzugehören. Je reiner die Weltanschauung zur Entwicklung bei ihm kommt, daß er ein mit Freiheit des Willens begabtes Mitglied der Vernunftwelt ist, desto lebendiger wird auch der Vorsatz in ihm, ein Vernunftleben zu führen, sich freiwillig in dieses Vernunftdasein einzuordnen. Dieser Vorsatz wird ihn dann auch antreiben, die thierischen Anlockungen den Gesetzen zu unterwerfen, welche die Vernunft als gültig anerkennt, d. i. überall ein Vernunftleben zu führen und zur Ausbreitung und Stärkung des Vernunftreichs mitzuwirken. Hierin besteht die tugendhafte Denkart, die sich doch sehr selten zur vollen Klarheit bei Menschen entwickelt. Bei Vielen bleibt sie bei einem nur wenig entwickelten Gefühle davon stehen; bei Anderen führt ein einseitiges Denken dahin, gewisse Vorschriften, die aus der tugendhaften Denkart entsprungen sind, über andere zu stellen, die von ihnen übersehen wurden, und oft werden sie verleitet, den Ansprüchen der Vernunft kein Gehör zu geben, welche die rechte Aufnahme der thierischen Natur in das Vernunftdasein verlangen. Indem wir hier von der höheren Natur des Menschen und dem daraus folgenden Streben, ein

Vernunftleben zu führen, sprechen, richten wir zuerst unsere Aufmerksamkeit auf dieses Streben, als auf die tugendhafte Denkart, und bezeichnen die verschiedenen Richtungen desselben als Tugenden. Die Handlungen, wozu uns die Tugend oder Tugenden auffordern, nennen wir Pflichten. Tugend und Pflicht sind eine und dieselbe Vernunftforderung: jene ist die Forderung des Wesens hinsichtlich seiner selbst, diese die Forderung des äußeren Daseins, das Begehren ins Werk zu setzen. Die Pflichtvorschriften, wenn man sie abgesondert hinstellt, nehmen leicht das allzu ausschließliche Gepräge eines blos äußerlichen Gesetzes an, über dessen Ausführung man leicht zweifelhaft wird. Wenn aber die Pflicht in rechter Verbindung mit ihrer wahren Quelle, der Tugend, gehalten wird, steht immer der Ausleger des Gesetzes dem Gesetze zur Seite, um die rechte Ausübung desselben zu sichern.

Alle Tugenden stehen in innigem Zusammenhange mit einander, so daß die eine aus der anderen hervorgehen muß.

Werthlosigkeit des blos thierischen Daseins.

Die eben dargestellte Lehre wird leicht Eingang bei dem Menschen finden, vermöge der Grundanlage seiner Natur. Wenn aber Jemand mit Verläugnung aller höheren Gefühle meinen wollte, daß das geistige Gut, wornach zu streben sie uns antreibt, vor den weit stärkeren sinnlichen Lüsten zurückstehen müsse, so müßten wir ihm zu bedenken geben, wie gering und vergänglich das blos thierische Dasein ist, und ihn auffordern, sich von der Unvergänglichkeit der Vernunftwelt recht zu

überzeugen. Wir würden zu ihm sprechen: Dein Leib ist in Vergleich mit der Erde weniger als ein Sand-korn in Vergleich mit einem Berge, die Erde aber wie-derum unendlich klein in Vergleich mit unserer Son-nenwelt, diese wieder mit dem aus Sonnen bestehenden Systeme, und so weiter bis über alle unsere Begriffe hinaus. Die Zeitdauer, worin Deine thierischen Freu-den anhalten können, ist eine verschwindende Größe; nimm an, es wären ganze hundert Jahre, und daß Du in der ganzen Zeit, was die Gesetze der Natur Dir doch nicht einmal gestatten, Deine Thierfreuden genießen könntest, so ist doch dieses, nach Deinem Alltagsverstande so lange Leben schon eine kurze Zeit in Vergleich mit derjenigen, wovon die Geschichte des Menschengeschlechts berichtet, und was ist diese wieder in Vergleich mit der Daseinszeit des Erdballs, diese wieder gegen die uner-meßlichen Zeiten, auf welche unsere Berechnungen in der Naturlehre hinweisen! Du widersprichst dem Allen nicht, aber Du möchtest es gern vergessen und Dich dem Schrecken entziehen, den das Bild der Wahrheit Dir einflößt. Aber es gibt keine andere Erlösung von die-ser Furcht, als eine noch schärfere Erwägung der Wahr-heit. Schwand Dein Dasein hin zu einem Nichts vor der sinnlichen Betrachtung, so wirst Du eine andere Größe für die verlorene wiedererlangen, wenn Du ge-lernt hast, im Geiste über die Grenzen der Erde, der Sonnenwelt, und über alle zu berechnende Grenzen hinaus zu gehen und zu erkennen, daß der Vernunft-wille, den Du überall entdeckt hast, das Unvergängliche selbst ist. Daran halte dann fest, und Dein Dasein wird eine Ausdehnung und Beständigkeit erlangen, wo-durch dasselbe einen unvergänglichen Werth erhält. Der

Mensch bedarf nur seines Verstandes, um dies Alles einzusehen, und möge er noch so ungläubig sein, der Verstand dringt ihm diese Einsicht auf.

Es gibt nur zu gewiß viele Menschen, die so tief in den Taumel der Sinnlichkeit versunken sind, daß die Freuden eines Vernunftlebens ihnen nur Schattenbilder gegen die Freuden und Schmerzen jener zu sein scheinen. Sie aus diesem Taumel zu wecken, reichen Vernunftgründe nicht hin; nur von den großen Kräften des Daseins werden sie noch zu rechter Zeit und an rechtem Orte geweckt werden. Alle Diejenigen aber, welche sich in dem unsicheren Zustande befinden, da man zwischen der erdrückenden Kraft der Sinnlichkeit und dem Hinansteigen des Geistes schwebt, wollen wir daran erinnern, wie nur Menschen, nicht die blosen Thiere, sich an der Vernunftwelt zu erfreuen vermögen.

„Wollust ward dem Wurm gegeben,
Doch der Seraph steht vor Gott."

Wahrheiten müssen nicht blos an und für sich, sondern ebenso wohl mit Rücksicht auf die ihnen drohenden Verirrungen betrachtet werden, die auf beiden Seiten des gesunden Gleichgewichts der Vernunft liegen. Auf der einen Seite der Überzeugung von der Werthlosigkeit des endlichen Daseins liegt die schlaffe Hingebung zur Sinnlichkeit, auf der entgegengesetzten die Verkennung der Wahrheit, daß im Endlichen eine Offenbarung des Ewigen liegt. Viele der Religion ergebene Menschen, sowohl unter Christen als unter Heiden, sind bei Betrachtung der Werthlosigkeit des Endlichen in den Irrwahn verfallen, sich von aller Gemeinschaft mit der Welt zurückzuziehen, mithin nicht mehr für dieselbe zu wirken. Solche haben nicht bedacht, daß

sie hier als ein Glied der Sinnenwelt da sind, und daß auch diese Welt einen Vernunftinhalt hat, der nur übersehen wird, wenn man ihn nicht als einen Theil vom unaufhörlichen Werke der schaffenden Vernunft betrachtet. Sie hatten ihr Augenmerk zu ausschließlich auf die zahllosen Menschen gerichtet, die sich mit ihren vom Ewigen abgewandten Gedanken allein den sinnlichen Genüssen ergaben, ja wol auch den Verstand im Dienste dieser Genüsse gebrauchten. —

Sehet, das Leben und Wirken dieser Letzteren ist es, was die Sprache der Religion die Welt nennt, welche als solche offenbar eine Gott feindselige ist. Diese Welt ist es, die wir verachten sollen, doch aber darüber nicht vergessen dürfen, wie diese vermeintliche Welt so vieler Verblendeten kein anderes Dasein hat als in ihrer falschen Weltauffassung; denn vor den Blicken der Vernunft trägt auch das endliche Dasein auf allen Wegen den Stempel einer göttlichen Vernunft. Der große Beruf aller Lehrer der Menschheit ist es, jene abgefallene Welt wieder zu Gott zurückzuführen.

Es ist wol werth, daß wir uns erinnern, wie die hier gedachte Verirrung so Manche zu der mißverstandenen Heiligkeit verführt hat, deren nächste Frucht das Einsiedlerleben gewesen ist, oft aber auch zu den wahnsinnigsten Kasteiungen ausartete. Diese wurden eine Zeit lang zu einer großen Äußerlichkeit unter Christen getrieben, sind aber noch weit mehr herrschend unter den Indiern gewesen. Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß sich bei Einzelnen, die sich zu einer solchen Weltverachtung hinreißen ließen, nicht wahre Gottesfurcht gefunden haben sollte. Die ihre Ansicht vom

diesseitigen Dasein nicht bis zur Äußerlichkeit trieben, sondern auch bei ihrem abgeschiedenen Leben noch fortfuhren, mit Lehre und Beispiel für die Welt zu wirken, verdienten allerdings als Heilige geehrt zu werden. Wenn man aber auf einige dieser Beispiele hinblickt, so wird man von gemischten Gefühlen des Mitleids und der Bewunderung ergriffen. Was aber die Menschen angeht, die diese eingebildete Heiligkeit bis zur Karikatur trieben, da ist es kaum wahrscheinlich, daß ihr Denken und Handeln seinen Grund in einem besonderen Gefühle für die Herrlichkeit Gottes hatte. Unstreitig ließen solche Leute sich von dem unter uns Menschen nicht eben seltenen Hange hinreißen, sich einem vom übrigen Dasein losgerissenen Gebilde der Gedanken und der Einbildungskraft zu ergeben, und dasselbe bis an die extremsten Grenzen zu verfolgen, ohne die Augen den Warnungen zu öffnen, welche das übrige Dasein ihnen von allen Seiten zusandte.

Gesetze für die Lebensführung mit Rücksicht auf das Menschengeschlecht und die menschliche Gesellschaft.

Der zum Muster dienende Zustand, wohin das Menschengeschlecht streben soll, ist die Herstellung einer allgemeinen vernunftmäßig geordneten Gesellschaft. Daß wir noch sehr fern von Erreichung eines solchen Zustandes sind, und daß derselbe niemals zur vollen Verwirklichung gelangen wird, kann zu keinem Zweifel berechtigen, daß er dennoch das Ziel ist, dem wir uns mehr und mehr zu nähern suchen sollen. Die vielen darunter inbegriffenen besonderen Gesellschaften, Völkerschaften oder Staaten können hier als eine Mehrheit

betrachtet werden, worin Jedem der Platz und das Mitwirken zum Ganzen durch seine Eigenthümlichkeit und die natürliche Lage des Landes angewiesen ist. Eine allgemeine Gesetzgebung muß zunächst die Gerechtigkeiten angeben, welche alle Völkerschaften oder Staaten gemein haben, dann die Vorschriften, welche nach gemeingültigen Grundsätzen Rücksicht auf jeweilige Eigenthümlichkeiten nehmen, und endlich die besonderen Bestimmungen, welche auf Übereinkunft beruhen. Völkerschaften und Staaten, welche auf einer höheren Stufe stehen, haben natürlich die Verpflichtung, den niedriger in der Fortbildung stehenden fortzuhelfen, sie dem höheren Ziele näher zu bringen. Bisher ist dies auf dem Handelswege geschehen, durch Anwendung der Übermacht einer größeren Entwicklung, einer größeren Aufklärung, zur Unterwerfung der niedriger Stehenden, selten nur auf dem Wege eines uneigennützigen, blos bildenden Einflusses. Aber wir kommen doch vermöge der immer mehr sich entfaltenden Geistesbildung, wenn auch langsam, dem Ziele näher. Das Mitwirken des Eigennutzes von der Theilnahme an der Völkerbildung auszuschließen, da in demselben eine bewegende Kraft liegt, würde ein Fehlgriff sein, allein es muß dasselbe dadurch veredelt werden, daß es nach höheren Vorschriften geordnet wird. Wäre es dahin zu bringen, daß alle Völker ihren Eigennutz recht begriffen, so würde jedes zu der Einsicht gelangen, wie das Beste Aller nur in einem allgemeinen Vernunftreiche zu suchen. Aber es ist leider eine seltsam bekannte Vorkommenheit, daß der näher liegende geringere Vortheil den ferneren, wenn auch weit größeren, verbirgt, gleichwie der kleine Mond uns die millionenmal größere Sonne verbergen kann.

In den speciellen menschlichen Gesellschaften sind schon Gesetze geltend, welche die Erreichung eines Vernunftzustandes zum Zwecke haben, auf welche die Verschiedenheit der Entwicklungsart und der Entwicklungsstufe des betheiligten Volks ihren großen Einfluß hatten. Alle diese Gesetze enthalten zwar eine nicht geringe Summe von Vernunftbestimmungen, aber auch viele Überlieferungen aus den längst verschwundenen Zeiten vormaliger Zustände, die nur noch um deßwillen in Kraft erhalten werden, weil sie in mancher Hinsicht so sehr mit den Verhältnissen der Gegenwart verwickelt sind, daß ihre Abänderung zur schweren Aufgabe wird. Es ist ein Zeichen von gesunder Lebenskraft, wenn in einem Staatsverbande alles Dasjenige aus der Gesetzgebung entfernt wird, was den Zuständen der Gegenwart nicht mehr entspricht, und dagegen von neuen Gesetzen und Anordnungen ersetzt wird, die der Jetztzeit angemessen sind. Über diese Wahrheit ist man überall einverstanden, aber desto geringer ist die Einigkeit über die Anwendung derselben. In den meisten vorkommenden Fällen gibt es Viele, welche sich der Neuerung widersetzen, bald weil die Veränderung gegen ihren wirklichen oder eingebildeten Vortheil streitet, bald weil sie die Einbußen, die Verwicklungen, die Gefahren, welche aus der Reformation der geltenden Gesetzgebung fließen würden, klarer durchschauen als Diejenigen, welche nur die Mängel der bestehenden Gesetze vor Augen haben. Dieser Widerstand wird von so viel größerer Macht, wenn die gemachten Verbesserungsvorschläge nicht gehörig erwogen wurden.

Auf der entgegengesetzten Seite stehen Die, welche die Verbesserungen nach blos allgemeinen Vernunft-

gesetzen durchgesetzt wissen wollen, ohne gebührende Rücksicht auf den Daseinskreis zu nehmen, für welchen sie zur Anwendung kommen sollen. Freilich muß ihnen Recht darin gegeben werden, wenn sie sagen, daß allgemeine Gesetze überall gültig sein müssen, da sich das eigentlich von selbst versteht. Aber die Art, worauf das Besondere eines gewissen Zustandes sich mit dem Allgemeinen darin vereinigt, muß in jedem einzelnen Falle so festgestellt werden, daß Neuerung und Bestehendes ein gemeinschaftliches Vernunftganzes bilden. Mißlungene Verbesserungsversuche wie Bestrebungen, das Alte zu bewahren, gehören beide den Daseinsgesetzen an. Die Anhänger beider Richtungen, die Conservativen und die Radicalen, sind Gegensätze, welche ihre Aussöhnung in den Einsichten wahrer Entwicklungsgesetze finden müssen. Man könnte Diejenigen, welche sich mit einigem Erfolge innerhalb der Schranken dieses vernünftigen Gleichgewichts zu halten wissen, die Männer der Entwicklung, Männer eines vernunftgemäßen Fortschritts nennen. Bestimmter läßt sich also die Sache hier nicht geben, als in der allgemeinen Regel, daß wir die gesellschaftlichen Verhältnisse im Geiste der allgemeinen Daseinsgesetze behandeln müssen; denn der Werth unserer Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes beruht auf der Art und Mäßigung, womit wir sie unternehmen.

Göttlicher Ursprung der Vorschriften für die Lebensführung.

Da wir die lebende Vernunft, woraus Alles seinen Ursprung hat, Gott nennen, so könnte es scheinen, als wenn wir nur mit der Kenntniß von ihm und dem Glauben an ihn all unser Wissen anfangen, und alle Lebensvorschriften daraus ableiten müßten. Es liegt aber im Wesen der Endlichkeit, daß wir diesen Weg nicht ausschließlich wählen können. Denn wer möchte in Abrede stellen, daß unser ganzes Wissen, obgleich es seinen Urquell in Gott hat, doch seinen Anfang nicht bei ihm genommen hat, sondern durch das ganze Dasein zu ihm führte. Wenn Jemand behaupten wollte, es müsse doch nunmehr alles Wissen über Lebensregeln einen anderen Gang nehmen und auf einem unmittelbaren Wege von Gott hergeleitet werden, so wollen wir hier nicht darauf eingehen, eine solche Behauptung in rechter Bedeutung darzustellen, sondern bei der aufgestellten Meinung beharren, daß der Mensch durch Erwägung der Daseinsgesetze auch zur Erkennung der Lebensregeln gelangt. Die Folge wird noch weiter dar-

thun, daß dies immer so geschehen ist und noch so geschieht.

Jeder Weg zur Wahrheit wird indessen zu einseitiger, mithin auch zu falscher Auffassung führen, wenn derselbe nur für sich allein in Überlegung genommen würde, was hier mehr noch als in anderer Hinsicht zu bedenken ist. Die Kenntniß der Lebensvorschriften, unser Streben, sie in Ausführung zu bringen, und die Überzeugung, daß wir uns durch Aneignung derselben in das wahre Dasein versetzen, führt zu Gott, zu einer tiefen Anerkennung unsrer Abhängigkeit von ihm, zur Hingebung in seinen allvollkommenen Willen, zur Freude in Gott, Liebe zu Gott — zur Gottseligkeit: „Mache Dir eine möglichst lebendige Vorstellung von Gott!“ — so sprach ich einst zu mir selbst, um mir die Liebe in diesem Sinne verständlicher zu machen — „Je mehr dies geschieht, desto mehr wirst Du Freude an Gott finden; Deine Seele wird an ihm, als an der Quelle alles Guten hängen, und Du wirst zu Dir selbst sprechen können: ich liebe Gott! insofern Du einen so hohen Geisteszustand mit dem Namen irdischer Gefühle belegen darfst. Liebst Du Gott auf solche Weise, so wirst Du dein inneres Leben dadurch erhöhen und beseligen, und dürftest Du dieses Gefühl mit irdischen Worten aussprechen, würdest Du sagen: Gott liebt mich! Vergiß doch nicht, daß das Wort lieben hier etwas ganz Anderes als in weltlichen Verhältnissen bedeutet, nur das Allerreinste und Geistige in unserer Liebe zu endlichen Wesen, wie z. B. die Liebe zu einem Lehrer des Menschengeschlechts, der uns veredelt hat, ohne daß wir ihn jemals gesehen haben, eine entfernte Ähnlichkeit damit hat. Je mehr Du Dich bemühst,

Deine Liebe zu Gott mit sinnlichen Bildern zu schmücken, mit der Liebe entnommenen Gleichnissen, desto mehr entkleidest Du sie ihrer himmlichen Hoheit. Diejenige Klasse von Menschen, welche Christus als einen Bräutigam ausmalten, haben gewöhnlich auch eine Vorliebe dabei verrathen, ihre Einbildungskraft bei den Leiden Christi, namentlich bei dem vergossenen Blute weilen zu lassen. Alle solche Ausschmückungen aber sind mit der niedrigsten Stufe der Sinnlichkeit verwandt und leiten die Gedanken auf gefährliche Abwege."

Diese sinnlichen Gleichnisse sind oft ohne Rücksicht auf die grobe Sinnlichkeit gebraucht worden, womit sie nicht selten verknüpft sind, die Warnung vor dem Mißbrauche wird darum nicht minder angebracht sein.

Der Freiheitsgeist besteht in einer Vereinigung des Selbstständigkeitsgeistes und des Thätigkeitsgeistes, doch nicht in dem Sinne, daß er wirklich aus Beiden zusammengesetzt ist, sondern daß Beide darin enthalten sind. Ein gesunder Freiheitsgeist ist sich seines Zusammenhanges mit der Gesetzgebung der Vernunft bewußt, und fügt sich derselben ohne Zwang. Die Gegensätze, zwischen welchen der Geist der Freiheit liegt, sind Zügellosigkeit und Sklavensinn.

Selbstständigkeit.

Nach den Grundgesetzen des Daseins wohnt dem Menschen ein stärkeres Gefühl des eigenen Seins inne als vom Sein irgend eines Anderen, mithin ein Stre-

ben, den Trieben dieser Natur zu folgen, sich jedem Hinderniß derselben zu entziehen. Auch dieses Streben hat der Mensch mit den Thieren gemein, bei welchen derselbe sich in so vielen verschiedenen Entwicklungsgraden zeigt. Es ist aber diese Daseinskraft wesentlich verschieden von der Selbstständigkeit des Vernunftwesens, obgleich sie derselben zur Grundlage und Stütze dienen kann.

Die Selbstständigkeitstugend besteht darin, daß der Mensch sein Vernunftwesen als solches behauptet, die Würde der ihm inwohnenden Vernunft aufrecht hält; aber diese Tugend wird oft falsch ausgelegt. Die Menschen streben oft, ihre unvernünftigen Neigungen geltend zu machen, als wenn diese nothwendig zu ihrem eigenen Selbst gehörten. Das Bestreben, vernunftwidrige Meinungen geltend zu machen, ist Eigensinn, der entgegengesetzte Fehler aber, seinen vernunftmäßigen Willen nicht geltend zu machen, ist Unselbstständigkeit.

Um die Selbstständigkeit zu behaupten, muß der Mensch seine Anlagen und Fähigkeiten ausbilden. Er muß also nach Kenntnissen streben und eine Fertigkeit zu ihrer Anwendung sich erwerben. Mit anderen Worten heißt Das, er soll sich Kenntnisse erwerben, aber auch seine körperlichen Kräfte entwicklen, nicht blos, um sich vertheidigen, sondern auch seine Vorsätze vollführen zu können, ohne dabei der Hülfe Anderer mehr als nothwendig benöthigt zu sein.

Bei Entwicklung seiner Kräfte soll er auch für Entwicklung seines Muthes sorgen, der zwar an sich nur eine thierische Eigenschaft ist, aber durch vernünftige Regelung sich zur Tapferkeit gestaltet, ohne in

Dummdreistigkeit auszuarten, oder bis zur Feigheit hinabzusinken.

Da kein Mensch mit Anlagen zu allen möglichen Dingen geboren wird, so muß er sich einen Wirkungskreis wählen, der mit seinen Fähigkeiten übereinstimmt, und, insofern diese eine Wahl zwischen mehren Beschäftigungen zulassen, eine solche, wofür der Raum am wenigsten von Anderen ausgefüllt ist. Demnächst wird es seine Pflicht, sich für den gewählten Wirkungskreis die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Das Gefühl des eigenen Werthes flößt ihm einen edlen Stolz ein, den die Vernunft doch in rechte Grenzen halten muß, damit derselbe nicht in Hochmuth ausarte, der in Überschätzung des eigenen Werthes besteht, wie er denn auch nicht aus Furcht vor Übertreibung zu schlaffer Selbstverachtung verfallen soll, wozu der Mensch sich doch am seltensten verleiten läßt. Es ist eine Klugheitsvorschrift der Tugend, möglichst wenig auf die eigene Würde Bedacht zu nehmen, sondern nur das Gefühl derselben als geistige Gesundheitskraft zu bewahren, die ihren Einfluß offenbart, wenn böse Kräfte sie angreifen wollen.

Edler Stolz verträgt sich sehr wohl mit Demuth, welche da an den Tag tritt, wo man Das, was wir leisten, mit den Ansprüchen vergleicht, die an uns gemacht werden können. In den Tiefen eines edelmüthigen Stolzes liegt verborgen, daß derselbe große Ansprüche an sich selbst macht und eine innere Scham darüber empfindet, wenn er denselben nicht vollkommen zu genügen vermag. Dieses Gefühl ist es, das den Stolz abhält, sich zu äußeren, eine Ausartung davon, wenn es in Selbsterniedrigung übergeht. Ofte-

rer verleitet das Bewußtsein des eigenen Mangels an Willenskraft, den Anforderungen der Vernunft zu genügen, den Menschen, Beweise aufzusuchen, daß Andere darin noch mehr zurückstehen als er, und deshalb Fehler an ihnen zu entdecken und dieselben sich größer vorzustellen, als sie wirklich sind, dagegen aber die eigenen soviel möglich zu vergessen, kurz, den Splitter im Auge des Nächsten, aber nicht den Balken im eigenen zu sehen. Dadurch entsteht eine Art von Übermuth, der den Menschen am inneren Besserwerden höchlich schadet, und ihm die Abneigung Anderer zuzieht, während ihn Demuth zu innerer Veredlung antreibt, und ihn bei Anderen beliebt macht.

Mit edlem Stolz nnd wahrer Demuth steht die Bescheidenheit in Verbindung, welche besorgt ist, sich selbst Ehre beizulegen. Ihr entgegen steht auf der einen Seite der Dünkel, auf der anderen Selstverläugnung. Die rechte Festigkeit besteht darin, sich nicht durch unzureichende Gründe von Dem abbringen zu lassen, was man als das Rechte erkannt hat; der Starrsinn aber hält fest an Dem, das er sich einmal vertheidigen zu wollen vorgenommen hat, auch wenn überwiegende Vernunftgründe dagegen sprechen. Der entgegengesetzte Fehler ist Schwachheit, deren äußerster Grad zu Wankelmuth wird. Starrsinn gibt sich oft für Charakterfestigkeit aus, so daß die Nachgiebigkeit, welche mit vernünftiger Entschiedenheit vereint ist, von Manchen als Schwäche ausgelegt wird. Eine vernunftgemäße Bestimmtheit gibt ihre Absicht auf, wenn es sich aus allen vorwaltenden Umständen ergibt, daß die Erreichung derselben dem Vernunftleben eher hinderlich als vortheilhaft sein würde. Durch

äußeren Druck gibt die wahre Festigkeit so manchmal aus Vernunftgründen nach, gewinnt aber desto größere Spannkraft, je mehr die Kräfte zusammengepreßt werden, bis sie im rechten Augenblick im Dienste der Vernunft angewendet wird. Weise Festigkeit ist demnach mit einer gewissen Elasticität verbunden. Dem Starrsinn, der sich das: lieber brechen als biegen! so gern zum Wahlspruch nimmt, muß man dagegen eine geistige Zerbrechlichkeit beilegen. Gespanntheit ist fast immer mit Zähigkeit verbunden. Um rechte Selbstständigkeit an den Tag zu legen, muß man sich hüten, unbedeutenden Dingen eine Wichtigkeit beizulegen. Wer nicht viel Kraft und Eifer darauf verwendet, seine Meinung in unwesentlichen Sachen geltend zu machen, gewinnt desto größere Kraft, seine Überzeugung in wichtigen Angelegenheiten zur Anerkennung zu bringen, wozu noch kommt, daß seine ernstlich ausgesprochene Meinung von Anderen mehr geachtet und mit größerer Nachgiebigkeit aufgenommen wird, weil man ihn in keinem Verdacht kleinlicher Rechthaberei hat. Man pflegt einem Menschen, der sich von seinen Leidenschaften beherrschen läßt, nicht Selbstständigkeit abzusprechen, während denkende Leute mit Recht von einem Solchen, der sich also nicht von der freien Vernunft, sondern von Etwas, das außerhalb derselben liegt, beherrschen läßt, sagen, daß er ein Sklave seiner Leidenschaft ist. Dagegen fühlt Jeder die Selbstständigkeit als eine große Eigenschaft an einem Menschen, der sich mit Kraft zum Herrn seiner Leidenschaften macht, wie z. B. der große Kriegsheld, welcher beim Anfange der Schlachten zitterte, aber bei sich selbst sprach: „So bebe nur, du armer Körper!“ und dann getrost den feindlichen Kugeln entgegenritt.

Die Ungleichheit, welche sich, trotz ihrer ursprünglichen Gleichheit, bei den Menschen findet, rücksichtlich der so oft ganz verschiedenen Anlagen, macht es dem einzelnen Menschen unmöglich, sich alle Tugenden mit gleicher Leichtigkeit und in gleichem Maße anzueignen. Jeder Mensch aber muß streben, sich dem Ganzen einzuordnen hinsichtlich der Tugenden, die er an sich zu entwickeln vermag. So muß Derjenige, bei welchem der thierische Muth ein angeborenes Übergewicht übt, den Kriegsstand, das Seemannsleben, oder irgend eine andere Beschäftigung wählen, wobei diese Eigenschaft sich in vernünftiger Ausbildung geltend machen kann. Überwiegende Vernunftanlagen fordern zur Wahl der wissenschaftlichen Bahn auf, u. s. f. m. Der höchste Grad von Kraft der Selbstständigkeit aber äußert sich in dem Herrschergeiste, der in seinem Kreise ordnen und regieren will. Auf seiner höchsten Stufe bahnt derselbe sich ungewöhnliche Wege, oder führt den Untergang des Menschen herbei. Der Herrschergeist findet aber auch seine Anwendung in untergeordneten Kreisen, in obrigkeitlichen Ämtern, im Kriegsdienste, in der Schifffahrt, bei Verwaltung mancherlei Einrichtungen, in der Leitung von Schulen u. s. w. Die Ausartung des Herrschergeistes in Herrschsucht, ja in einen Unterdrückungsgeist oder Tyrannendenkart, ist weltbekannt, und ebenso braucht der Gegensatz dieses Lasters, der Sklavensinn, nur genannt zu werden.

Aus dieser nur unvollständigen Reihe von Tugenden und Lastern ersieht man, daß an jeder Seite der Tugend ein Laster wiegt. In manchen Fällen sehen die Menschen eine Übertreibung der Tugend, wodurch sie im Grunde zum Laster wird, als Tugend an, weil

dadurch eine anscheinende Kraft verrathen wird. Sie halten aber in diesem Falle nur die Kraft der Leidenschaft für Tugend, und Denjenigen, der ein Sklave seiner Leidenschaften ist, für einen Tugendhelden. Aus dem Vorstehenden ergibt sich auch, wie schwer es dem einzelnen Menschen werden muß, einen anderen Menschen nach einzelnen Handlungen desselben zu beurtheilen. Leute, welche sich recht eifrig in der Kunst zeigen, einen Menschen nach einzelnen Handlungen zu schätzen, sind nicht selten von aller Beurtheilungsfähigkeit entblößt, und legen dadurch großen Mangel an Sinn für wahre Tugend an den Tag.

Wirksamkeit.

Jedes lebende Wesen ist mit einem Streben nach Anwendung seiner Kräfte begabt; jede Kraftäußerung ist im Grunde ein Streben nach Wirksamkeit. Bei dem freien Vernunftwesen muß sich der Thätigkeitstrieb in ein freies Trachten verwandeln, seinem Daseinskreise den Stempel der Vernunft aufzudrücken. Auf der einen Seite der Wirksamkeitstugend liegt das unruhige Drängen zum Wirken, welches sich dem Vernunftgebote nicht unterordnen will und als eine Eigenschaft des Rastlosen hervortritt, auf der andern Seite Unthätigkeit, Nachlässigkeit, Trägheit. Wenn die Selbstständigkeit begehrt, daß der Mensch sich einen Wirkungskreis schaffen soll, so sehen wir nun, wie auch eine andere geistige Anlage dies verlangt.

Die Absicht, seinem Wirkungskreise das Gepräge der Vernunft zu geben, schließt Ordnungsliebe in sich, auf deren einer Seite Unordentlichkeit, auf

der anderen kleinliches Hängen an Vorschriften ohne Rücksicht auf einen Zweck zu finden ist.

Gleichwie die Selbstständigkeitstugend dazu antreibt, daß der Mensch sich Kenntnisse erwerbe, so auch die Wirksamkeitstugend, was die nun folgende Betrachtung näher darlegen wird.

Vernunftliebe.

Diesen Naturtrieb haben wir Menschen nicht mit den Thieren gemein, allein ein Naturtrieb ist dieselbe so gewiß, als es zu unserer Natur gehört, Vernunftwesen zu sein. Doch unterscheidet sich derselbe darin von anderen Trieben, daß er an sich nach Bewußtwerden und Selbstverstehen strebt. Vernunftliebe äußert sich in der Liebe zur Wahrheit, in deren Besitz wir gelangen, indem wir uns das Seiende mittels des Gedankens aneignen: das Schöne, insofern wir uns vermittels des inneren Sinns das Vernünftige in den Dingen zu eigen machen: das Gute, insofern wir die Vernunft im Willen ausgedrückt finden.

Die Wahrheitsliebe hat viele verschiedene Entwicklungsstufen und Wirkungsformen:

Die Wahrhaftigkeit, welche darin besteht, daß wir aus Liebe zur Vernunft Wahrheit reden. Sie liegt inmitten der beiden Laster Unwahrhaftigkeit, vor welcher jeder unverderbte Mensch einen Abscheu hegt, und Wahrsprecherei, die darin besteht, Wahrheiten in anderen Absichten als im Dienste der Wahrheit anzubringen. Wahrsprecher kommen oftmals mit ihren Wahrheitsäußerungen, wo dieselben nicht nothwendig sind, und daher kränkend und schädlich werden. Nicht

selten ziehen sie sich dadurch selbst Schaden zu, und möchten deshalb gern als Menschen angesehen werden, die ihre eigene Ruhe dem Dienste der Wahrheit opfern, warum sie sich auch selbst Wahrheitsfreunde nennen, wozu sie aber ganz unberechtigt sind, wenn sie anderen Absichten dienen als der Wahrheit. Selbst da, wo sie, indem sie für ihre Zwecke wirken, der Sache der Wahrheit förderlich werden, würden sie sich selbst täuschen, wenn sie sich deshalb als Freunde der Wahrheit ansähen

Das Verhältniß ist hier wie bei der Ausübung der meisten Tugenden und Laster, ein gemischtes, so daß mit der unrühmlichen Absicht doch eine wirkliche Achtung vor der Wahrheit vereinigt ist. Das blose Entgehen einer Unwahrheit gilt in dieser Rücksicht nur wenig, während ein rücksichtloses Aussprechen der Wahrheit, wenn sie dadurch auch der Absicht weniger förderlich würde, ein Beweis wirklicher Achtung vor der Wahrheit ist.

Der Mangel an Wahrheitsliebe, Wahrheiten zu verbergen, die nicht für eine gehegte Absicht dienlich sind, ist weit allgemeiner, als man glaubt, und findet nicht blos in Dingen statt, welche den eigentlichen Vortheil betreffen, oder in den Wissenschaften, welche von Meinungen handeln, wodurch die Menge in Aufregung gebracht wird, sondern auch, wo keine solchen Triebfedern obwalten, und wo sich nur die reine Lust offenbart, den Schein zu conserviren, von rechter Meinung gewesen zu sein. Natürlich würde es Unrecht sein, dies auf Unterlassung, nicht-entscheidende Zweifel in kurzen oder gemeinfaßlichen Schriften zu verhandeln, wo dieselben nur die Klarheit stören würden, ohne der Wahrheit einen

wesentlichen Dienst zu leisten, anzuwenden. Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen der parteiischen Denkart, welche den Menschen mit der Wahrheit zurückhalten läßt, welche gesagt werden müßte, deren Darstellung aber seiner Absicht schaden könnte, und der wahrheitliebenden Denkart, welche mit einer Wahrheit anhält, der in einer gemachten Mittheilung nicht erwähnt werden durfte, weil sie allda das Gemüth der Betheiligten verwirren und vom wesentlichen Gegenstande abziehen würde. Oft wird es sehr schwer für uns, hierin eine Entscheidung auszusprechen, wenn wir über Andere urtheilen sollen; vor dem inneren Richterstuhl fällt es uns leichter, den Unterschied zu erkennen.

Die **Wißbegierde** ist eine der Grundäußerungen der Wahrheitsliebe. Die Größe des Gegenstandes gibt Veranlassung zu vielen Abschweifungen, weshalb wir seine wahre Natur einer genaueren Betrachtung unterziehen müssen.

Gesunde Wißbegierde entspringt aus Vernunftliebe und strebt nach einem zusammenhängenden Wissen, worin das Vernunftbewußtsein die Herrschaft führt. Die blose Lust, allerlei Dinge zu wissen, ohne Rücksicht auf einen vernünftigen Zusammenhang, ist nur **Neugierde**, der äußerste Grad der Neugierde **leichtsinnige Neugier** und **Neuigkeitskrämerei**. Oft kann Neugierde sich zu **Wißbegierde** veredeln, und ist als ein geistiges Lebenszeichen der laxen **Gleichgültigkeit gegen alles Wissen** weit vorzuziehen. Die Wißbegierde hat nicht blos ein Erwerben von Kenntnissen zur Absicht, sondern auch die Ausbildung des Geistes für das Reich der Wahrheit. Daher soll unsere Wißbegierde darnach streben, sich eine **allseitige Über-**

sicht der Wahrheit zu erwerben, und dies in Verbindung mit gründlichem Wissen zu erreichen suchen. Da kein Mensch es vermag, jede Wahrheit zu prüfen, so muß er sich bemühen, sich die Mittel zur Beurtheilung der Wahrheitsmittheilungen anzueignen, wozu erforderlich ist, daß er seine Denkkraft durch gehöriges Verstehen der ihm am leichtesten zugänglichen Wahrheiten stärkt. Wer keine Gelegenheit hat, irgend eine Wissenschaft im Zusammenhange zu studiren, kann sich doch die Wahrheiten zu eigen machen, welche er, so zu sagen, auf andere Hand empfängt. Dessen wird er sich ernstlich befleißigen, wenn er die Wahrheit liebt; er wird dann über die Dinge und Begebenheiten nachdenken, welche ihm im täglichen Leben begegnen, und darnach streben, sie im Zusammenhange aufzufassen, die Meinungen, welche er sich nach und nach davon gebildet hat, an den Erfahrungen prüfen, welche ihm begegnen. Je mehr er seine Fähigkeiten so in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise ausbildet und sich vor Selbstklugheit dabei hütet, die unsere Seele so leicht vor neuen Kenntnissen verschließt, desto vollkommener wird er sich viele Wahrheiten aneignen, die ihm sonst unzugänglich wären. Wir haben im Vorhergehenden ein großes Beispiel hiervon in Hinsicht der Kenntniß von den Weltkörpern gesehen. Dort zeigte es sich, wie der Ungelehrte durch guten Gebrauch seiner gewöhnlichen Kenntnisse und gesundes Urtheil nicht blos zu großer Gewißheit davon gelangen kann, daß die Lehren, worüber die Sternkundigen einig, wirklich wahr sind, sondern auch zu einer geistigen Ansicht der großen Wahrheiten, welche diese Wissenschaft enthält. Wer dieses Beispiel recht erwägt, wird dadurch zu einer Anleitung kommen,

viele andere wissenschaftliche Nachrichten prüfen zu können. Vor Allem aber kann dieses Beispiel dazu dienen, in der an sich natürlichen Regel zu bestärken, daß man als Wahrheit anzunehmen hat, worüber Gelehrte einig geworden. Denn zwar können auch in ihren Meinungen noch Irrthümer liegen, wie es so zu allen Zeiten gewesen; wer aber nicht selbst zu untersuchen im Stande ist, würde sich noch mehr in Irre bringen, wenn er die Resultate gelehrter Untersuchungen bezweifeln wollte. Was die Menschen angeht, die mit kühner Stirn zu behaupten wagen, die Gelehrten gehen nur darauf aus, Unwissende hinter's Licht zu führen, da darf man wohl sagen, daß solche Leute entweder sehr verblendet sein müssen, oder selbst die Absicht zu täuschen haben. Dagegen kann man aber überzeugt sein, daß unter den Gelehrten selbst große Bewegung entsteht, wenn von ihnen angenommene Meinungen mit triftigen Gründen angegriffen werden, und daß sie sich dann in kämpfende Parteien theilen, bis die Wahrheit so klar zu Tage gefördert worden, daß eine Einigkeit wieder zuwege gebracht worden.

Was die Vorschriften über die Lebensführung angeht, da ist der Mensch sich dieser Grundwahrheiten mittels seines natürlichen Glaubens bewußt, und auch in diesem Bewußtsein befähigt, die Meinungen zu prüfen, welche ihm noch zweifelhaft scheinen.

Unsere Erziehung führt meistens zu einer nur einseitigen Bildung; die darin versäumte Seite pflegt die naturwissenschaftliche zu sein. Der gemeine Mann, welcher zum Theil in öfterer Berührung mit der Natur, als mit Männern anderer Stände lebt, sollte nicht von einer wissenschaftlichen Auffassung derselben entblößt

sein. Die wissenschaftliche Auffassung der Natur, welche auch Denen möglich wird, die keine wissenschaftliche Bildung besitzen, ist im Wesentlichen gleich für Menschen von ganz verschiedenen Kenntnissen. Als Bestandtheil der allgemeinen menschlichen Bildung muß die Naturkunde sich auf die sinnliche Kenntniß der wichtigsten Naturgegenstände und der umfassendsten Naturgesetze einschränken, rücksichtlich der Beweise für diese sich aber auf die Angaben der Naturforscher verlassen. Innerhalb dieser Schranken gibt es freilich vielfache Ungleichheiten, aber das Bestreben soll nur darauf gerichtet sein, eine denksame Auffassung der Natur zu erzielen, ohne die Naturwissenschaft zum eigentlichen Gegenstande einer täglichen Bestrebung zu machen.

Viele Menschen meinen großen Ernst und Liebe für gründliches Wissen zu verrathen, wenn sie mit Geringschätzung von vielseitiger Bildung sprechen und behaupten, man müsse sich eben auf ein Fach beschränken, um Gediegenes darin zu leisten. Darin liegt zwar eine ernste Wahrheit, wenn man sie recht verstehen will. Der gelehrte Wissenschafter hat sich unstreitig eine Abtheilung der Wissenschaften zu wählen, um dieselbe gründlich zu durchforschen und Rechtes für sie leisten zu können; wenn er aber bei dem Studium des wissenschaftlichen Geistes es verabsäumt, sich einen Überblick der übrigen Vernunftwelt zu erwerben, wird er dennoch durch all sein Wissen zu keiner wahren Bildung gelangen. Er wird ein Fachmann, aber nur im eingeschränkten Sinne ein Gelehrter werden. Wer aber bei gründlichen Einsichten in einer Wissenschaft Wanderungen in die anderen macht, wird von jeder Wanderung mit klareren Blicken in die eigene Wissenschaft und geschärftem Auge

für die übrigen zurückkehren. Doch versteht sich von selbst, daß Jeder seine Anlagen und Fähigkeiten zu Rathe ziehen muß, um eine gute wissenschaftliche Wahl zu treffen, denn die Regel, daß nicht Alles, was für den Einen paßt, auch dem Anderen dienlich, findet ebensowohl im Reiche menschlicher Kenntnisse seine Anwendung. Alle Diejenigen aber, welche mit aufrichtiger Liebe den Wissenschaften obliegen, sind Mitglieder der großen allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften.

Mögen diese Worte dazu beitragen, vor der Geringschätzung zu bewahren, womit so Mancher alle Diejenigen übersieht, die nicht seinen Weg des Wissens gehen! Denn die Lebensregeln sollen uns selbst zum Leitfaden dienen, nicht um darnach über Andere den Stab zu brechen.

III.

Über die Symmetrie und die dadurch hervorgebrachten Schönheitseindrücke.

Ein Gespräch.

Alfred. Hermann.

Hermann. Unsere gestrige Unterhaltung führt mich heute wieder zu Dir, lieber Alfred. Ich fühle mich in einigen Dingen von Deiner Theorie angezogen, in anderen nicht. Vielleicht würde ein reifes Nachdenken über die mir zweifelhaft scheinenden Punkte meine Bedenklichkeiten überwinden; allein ich stehe, wie Du weißt, in Begriff, eine Reise anzutreten, die alle meine Gedanken in Anspruch nimmt, und wenn ich zurückkehre, bist Du nicht mehr hier. Wenn es Dir also recht wäre, so möchte ich Dich bitten, die Sache noch einmal mit mir zu überlegen, vorausgesetzt, daß Du den Abend nicht für etwas Anderes bestimmt hast.

Alfred. Du bist mir willkommen, alter Freund, und gern gehe ich noch einmal mit Dir auf unser Thema

ein, damit wir unsere Gedanken über die fraglichen Dinge mit einander austauschen können.

Hermann. Ich will Dir denn meine Bedenklichkeiten darstellen und hoffe, Du wirst entschuldigen, wenn sie einige Unkunde verrathen, und daß ich nicht ganz in Deine Gedanken eingedrungen bin.

Alfred. Sprich wie ein offenherziger Freund, ohne alle Zurückhaltung!

Hermann. Wenn ich mir den Inhalt unserer Unterredung wieder vergegenwärtige, so kommt es mir vor, als ob wir von lauter Dingen gesprochen hätten, die kein Freund des Schönen wirklich schön finden kann. Wir haben nicht von großen Werken der bildenden Künste oder großer Componisten, nicht von dem Blumenflor des Pflanzenreichs gesprochen, sondern von dem geringen Schönheitsgepräge, das an Kreisen und Polygonen, im Dreiklang u. d. zu finden ist.

Alfred. Wir haben ganz richtig aller dieser Dinge nicht erwähnt, und Du könntest noch viel mehr Derartiges nennen, das ins Gebiet des Schönen gehört. Wir versäumten auch vom Erhabenen, Begeisternden, von der Freude am Lichte und den Farben, vom Sittlich-Schönen und noch vielen anderen Dingen zu sprechen, die zur Schönheitslehre gehören. Ich habe später daran gedacht, wollte aber doch nicht, daß unsere erste Unterhaltung deshalb eine andere Wendung genommen hätte. Nur Eines wünschte ich, daß wir nicht vergessen hätten.

Hermann. Und das wäre?

Alfred. Meine Freunde auf diese Mängel nicht aufmerksam gemacht zu haben. Die Unterredung muß

den Eindruck auf sie gemacht haben, als wenn wir die ganze Schönheitslehre hätten abhandeln wollen, während sie die Sache nur von einem Ausgangspunkte betrachtete, und auch in dieser einen Richtung sie lange nicht so weit verfolgte, als es dieselbe zugelassen hätte. Aber ich will Dir nur gestehen, daß ich doch insofern mit unseren Verhandlungen zufrieden gewesen bin, wenn ich wieder daran zurückdachte, als ich darin einen Anfang zur Untersuchung des Schönen in der Natur gefunden habe.

Hermann. Ich möchte gern, daß Du Dich hierüber etwas deutlicher aussprechen wolltest.

Alfred. Nicht wahr, unser Gespräch hatte eigentlich den Anschein einer Naturlehre des Schönen?

Hermann. Ganz gewiß, und es ist das kein gewöhnlicher Gang gewesen, den die Unterhaltung genommen hat.

Alfred. Ich meine nun eigentlich, daß bei unserer Unterredung ein Grundgesetz des Schönen aufgestellt wurde. Wir kamen nicht recht weit mit der Anwendung desselben, und ebensowenig zu einer Begrenzung der gegebenen Regel. Indessen scheint mir doch aus der Verhandlung hervorzugehen, daß es wirklich eine Naturlehre des Schönen geben kann, und daß sich Aussichten für uns eröffnen, das Schöne ebenso zu behandeln wie die übrigen Abtheilungen der Naturlehre. Ich freue mich schon im Voraus zu der Vollkommenheit, welche die Schönheitslehre dadurch einmal erreichen wird, obgleich ich die gewiß noch ferne Zeit, da dies in Erfüllung geht, nicht mehr erleben werde. Ich vergleiche ihre Zukunft mit der Geschichte der übrigen Naturlehre. Als die Menschen in den ersten Jahr-

tausenden des Geschlechts anfingen, oder vielmehr den Versuch machten, sich eine Naturlehre zu bilden, richteten sie ihren Blick auf die Welt in ihrer Gesammtheit und Größe. Die nächsten Fragen, die sie sich vorlegten, waren, wie die Welt entstanden sei, ob die Erde durch Feuer oder durch Wasser hervorgebracht worden, ob die Sonne ein Feuerball u. d. m. Es ist nicht zu bezweifeln, daß sie bei ihren weit hinausschweifenden Gedanken auch manches Richtige trafen, wenn auch die Wahrheit ihnen noch in Nebel gehüllt war. Erst in viel späteren Zeiten erkannte das wiedererweckte Menschengeschlecht, wie es nothwendig sein werde, bei diesen Naturforschungen einen bescheideneren Weg einzuschlagen, wodurch der Grund zu dem Reichthum an bestimmten Einsichten gelegt wurde, die wir jetzt von der Natur besitzen und täglich erweitern. Fast unglaublich ist es, wie lange es dauerte, ehe man zu einer klaren Auffassung und Anwendung der Wahrheiten gelangte. daß das Unbeseelte keine Veränderung seines Zustandes selbst zu bewirken vermag, daß die Gesetze der gleichmäßig zunehmenden Geschwindigkeit ganz in ihrem Urbegriffe liegen, daß die Luft Wärme enthält, daß die Wärme ausdehnt u. d. m. Und doch ist es eben die Einsicht in diese Dinge und die Anwendung derselben, welche die Grundlage für unsere Untersuchungen bildete, die uns langsam, aber sicher zu einer so reichhaltigen Kenntniß führte, daß die Vorfahren darüber erstaunen würden, wenn sie diese Erfolge sehen könnten.

Hermann. Aber besteht die Vortrefflichkeit dieser Wissenschaft nicht besonders in ihrem großen Nutzen? Viele großen Geister haben sich ja auch darüber beklagt, daß sie uns nicht recht in die Geheimnisse der

Natur einweihen. Nach dieser Meinung würde uns denn eine Naturlehre des Schönen nicht viel weiter führen.

Alfred. Es ist freilich wahr, daß einige Dichter und dichterischen Werken ergebene Geister, namentlich auch deutsche Metaphysiker über die Ohnmacht der Naturwissenschaft gespöttelt haben; allein diese Spötteleien sind auf sie selbst zurückgefallen. Sie ließen sich bisweilen so sehr von einem fixen Gedanken hinreißen, daß sie darüber vergaßen, was sie selbst wußten. Ganz und gar ließen sie auch die große Vollkommenheit dabei aus den Augen, wozu die Astronomie schon gebracht ist. Denn wenn sie auch selbst keine großen Einsichten darin besaßen, so hätten doch die vielen Vorherverkündigungen künftiger Himmelsereignisse ihnen größere Anerkennung dieser Vollkommenheit abnöthigen müssen. *)

Hermann. Das haben sie wohl auch nicht in Abrede stellen wollen; allein sie behaupten, daß dies Alles nur ein Werk des Verstandes sei, das mit unserer Auffassung der göttlichen Dinge Nichts zu thun habe, und ebensowenig mit unserem poetischen Sinn, folglich auch nicht mit der höheren Bildung des Menschen.

Alfred. Ich habe dergleichen Aeußerungen gelesen, aber sie kommen mir im hohen Grade unüberlegt vor. Daß wir aus der Naturwissenschaft die Größe

*) Wenn mit diesen wiederholten Sticheleien abermals auf Schillers „Götter Griechenlands" gedeutet werden sollte, so wäre zu wünschen gewesen, daß der Verfasser die polemischen Controverse erlebt hätte, die jetzt über diesen Gegenstand geführt werden, und ganz zum Ruhme des großen Mannes ausfallen, der, wenn er auch kein Naturforscher wie Göthe, doch wenigstens ein ebenso großer, vielleicht noch größerer Dichter als dieser war. D. U.

und Gestalt der Erde kennen lernen, daß sie uns die Himmelsbegebenheiten voraus berechnet, daß sie uns das Thier- und Pflanzenreich der Erde nicht blos, wie es jetzt ist, darstellt, sondern auch wie es gewesen, ehe das Menschengeschlecht existirte, das ist doch wohl Etwas, was auch dem hochschwebenden Geiste als wissenswürdig erscheinen kann! Denn mit welchen Prädikaten würde man einen Menschen zu belegen haben, der keinen Sinn für solche Dinge hätte? Ich will davon noch ein zweifaches Beispiel anführen: unsere künstlichen Sehwerkzeuge. Möge der überpoetische oder überphilosophische Verächter der Naturwissenschaft nur einen Blick durch das astronomische Vergrößerungsglas auf den Himmel richten, er wird dem Blicke in die Natur, der ihm auf diesem Wege geöffnet wird, seine Bewunderung nicht versagen können. Und möge er nur einen Wassertropfen durch das Mikroskop betrachten, die Welt von Leben und Bewegung anschauen, die sich ihm dann darstellt, sie wird ihm das Geständniß abnöthigen, daß die Naturwissenschaft offenbar im Besitze von Geheimnissen ist, die ihm ohne sie ewig unbekannt geblieben wären. — Mit Alledem will ich doch nur sagen, daß die Naturwissenschaft uns den rechten Weg zur Kunde der Naturwunder zeigt, denn ich bin so sehr als irgend ein Anderer überzeugt, daß was sie uns bisher gelehrt hat, nur noch ein sehr Geringes von ihrem unermeßlichen Reichthum ausmacht. Kein Neueingeweihter in diese Wissenschaft braucht zu meinen, daß ihm nicht noch Stoff für seinen Entdeckungsgeist übrig gelassen. — Daher wollen wir die Naturlehre des Schönen immerhin in bescheidener Weise bei einzelnen, anscheinend nur

geringfügigen Grundwahrheiten anfangen lassen, und von der kommenden Zeit Größeres für sie hoffen.

Hermann. Ich muß es denn wohl dieser Kindheit Deiner Theorie zuschreiben, daß sie keine Anwendung, keine Regel für Ausführung und Beurtheilung darzubieten scheint?

Alfred. Das wird, wie ich hoffe, in dem großen Unterschiede der Theorie und der Vollendung derselben liegen. Indessen kenne ich doch auch keine andere, frühere, die Früchte für die Anwendung getragen hätte.

Hermann. Darin kann ich Dir nicht Recht geben. Sollten wirklich Aristoteles und Winkelmann keinen Einfluß auf den Geschmack gehabt haben?

Alfred. Du verstehst mich unrecht. Sowohl die genannten Männer als Andere haben den Zusammenhang zwischen den Eigenthümlichkeiten dargestellt, der in gewissen Klassen von Gegenständen den Schönheitseindruck hervorbringt; sie haben wichtige Schönheitsgesetze aufgestellt, die sie aus ihren Beobachtungen herleiteten. Dadurch haben sie Großes bewirkt, und zwar durch Befolgung einer der Verfahrungsarten der Naturforschung, aus der Beobachtung der Wirkungen nämlich, deren Ursachen man nicht kennt, Gesetze herzuleiten, die von großem Umfange sind.

Hermann. Wollte aber nicht Aristoteles, daß man alles Schöne aus einer alleinigen Grundquelle herleite, der Nachbildung der Natur?

Alfred. Man kann wohl nicht sagen, daß er es daraus herleitete, sondern nur, daß er es damit verband.

Hermann. Wenn die Schönheitstheorien so unfruchtbar sind, muß man sie ja ganz unnütz nennen; denn eine Theorie kann doch nur durch Anwendung

einen Werth bekommen. Doch das läßt sich wohl nicht auf Deine Lehre anwenden, wenn sie einmal zur Vollkommenheit gebracht sein wird?

Alfred. Ich darf behaupten, daß Du hier ein Urtheil über Theorien gefällt hast, das Du selbst nicht billigen wirst. Theorie ist eine Einsicht; Einsichten aber sind der höchste Genuß unsers geistigen Daseins. Übrigens wird die wirkliche Einsicht, die das wahre Wesen einer Sache getroffen hat, wenn auch nur von einer Seite, immer zu einer künftigen Anwendung führen.

Hermann. Das ist wahr! Meine Bemerkung war ein wenig unüberlegt und steht im Grunde in Widerspruch mit meiner besseren Ueberzeugung.

Alfred. Du wirst wohl noch andere Einwendungen gegen meine Behauptung zu machen haben. Komme nur heraus damit, denn ich unterhalte mich gern mit Dir von unserem Thema.

Hermann. Ich komme gewiß zu spät damit, sonst würde ich sagen, daß es mir unbegreiflich ist, daß die in den Dingen liegende geheime Vernunft so große Wirkungen auf uns hervorbringen kann, wie die Schönheit wirklich ausübt.

Alfred. Du berührst hier einen wesentlichen Umstand, worüber ich mir wohl zutraue, die nöthigen Aufklärungen geben zu können; es werden aber mehrmalige Besprechungen des Gegenstandes dazu erforderlich werden. Wir kommen ja wohl einmal wieder zusammen, wenn die Stunden nicht so abgemessen sind. Lasse mich also für jetzt bei der ganz allgemeinen Bemerkung stehen bleiben, daß unsere ganze sinnliche Natur nach denselben Grundsätzen wie die geistige eingerichtet ist. Du wirst

also wenigstens keine Unwahrscheinlichkeit darin finden, daß, was die eine Seite unseres Wesens befriedigt, auch die andere befriedigen wird, wenn dabei auch allerlei bedingende Umstände eintreten können.

Hermann. Das würde ja nur einer Harmonie der ganzen Schöpfung entsprechen.

Alfred. Muß ich mich nun auch in Hinsicht jener großen Frage für heute zurückziehen, würde es mir doch zum Vergnügen gereichen, wenn ich Dir einige Aufklärungen und Beispiele mittheilen dürfte, welche sich ganz genau auf unsere gestrige Unterhaltung beziehen.

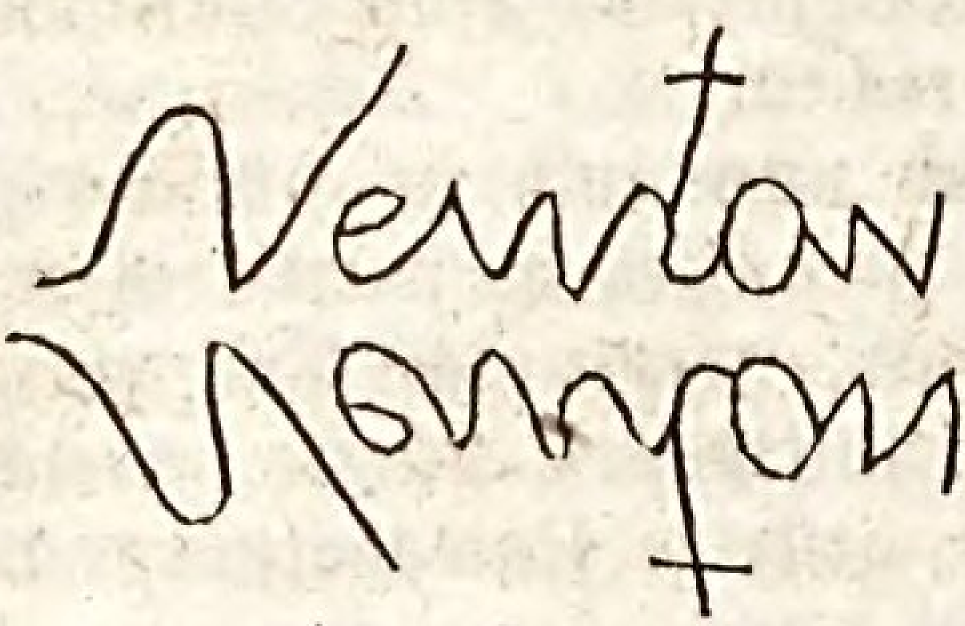
Hermann. Ich werde Dich mit Freuden anhören.

Alfred. Wir sprachen nicht von der Symmetrie, obgleich sie eine Hauptbedingung der Schönheitsformen ist, wenn wir uns allein an Diese halten.

Hermann. Freilich ist es eine recht merkwürdige Erscheinung, daß wir so großen Werth auf Wiederholung des nämlichen Gegenstandes legen.

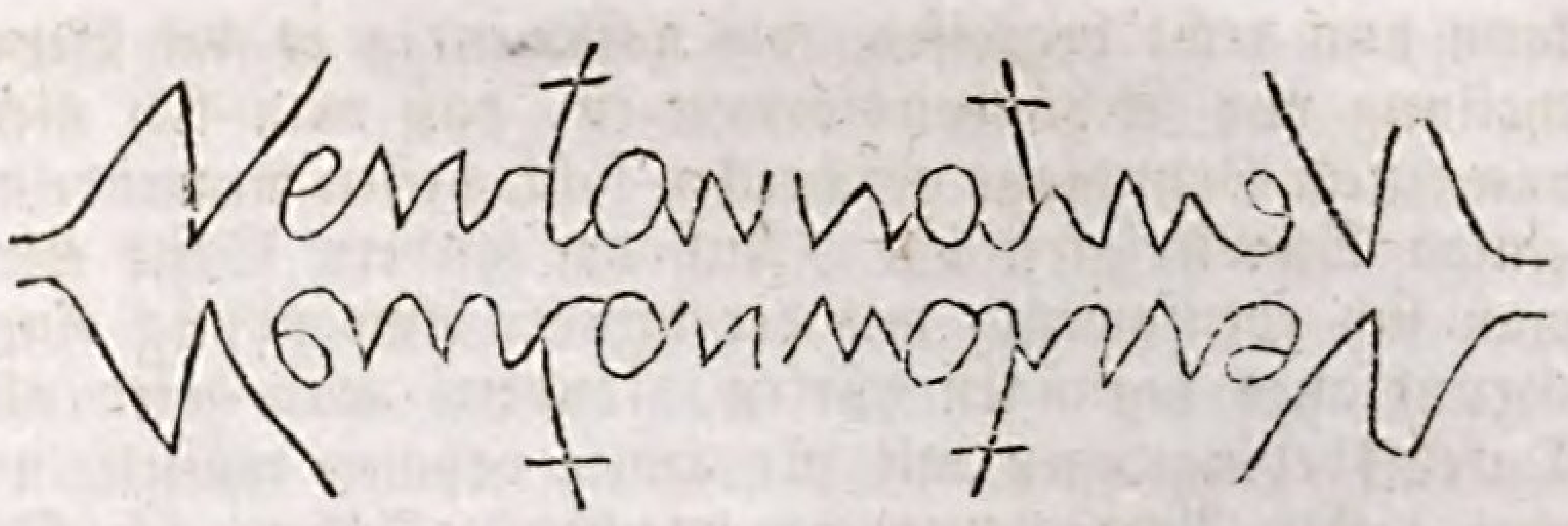
Alfred. Die blose Wiederholung ist noch keineswegs Symmetrie. Sie wird erst durch den Gegensatz erzeugt, der eine Einheit bildet. Schreibe zwei unsymmetrische Zahlziffern hintereinander, z. B. 3 3, sie geben keine Symmetrie; aber kehre sie um und paare sie zusammen, entweder so: Ɛ3 oder so: 3Ɛ, und Du erhältst eine vollständige Symmetrie. Es ist nicht schwer, hierüber weitere Versuche anzustellen. Falte z. B. ein Stück Papier zusammen und beschneide die nicht zusammenhängenden Ränder nach Gefallen, doch zugleich, so zeigt sich eine symmetrische Figur, wenn Du das Papier entfaltest, die das Auge mehr oder weniger befriedigt. Schreibe einen Namen auf ein Stück Papier, z. B.

Newton, falte dann das Papier so zusammen, daß die Faltenlinien dicht unter den Namen kommen, und steche dann mit einer Nadel den Namen aus, so wirst Du, wenn Du das Papier aufschlägst, eine symmetrische Figur vor Dir sehen. Noch auffallender wird dieses Ebenmaß, wenn man auf die innere Seite eines schon gefalteten und darauf wieder ausgebreiteten Stück Papiers längs der Falte einen Namen schreibt, und darauf das Papier schnell wieder zusammenlegt und glättet. Entfaltet man nun das Papier wieder, so findet man eine symmetrische Figur zu beiden Seiten der Falte, die zwar oft Spuren davon trägt, daß die noch naß gewesene Dinte vom Druck des Einfaltens ausgelaufen ist, da dies aber gleichmäßig auf beiden Blättern geschehen, entsteht dadurch oft ein eigenthümliches Gepräge von Freiheit, das sehr dazu beiträgt, die Wirkung zu erhöhen.



Hermann. Muß das immer nach der Schriftlinie geschehen, oder kann es ebensowohl wagerecht als senkrecht sein?

Alfred. Wenn man die aufgeschriebenen Namen oder Wörter horizontal legt, geht Etwas von der Symmetrie verloren, weil dann das Gleichmaß zwischen der rechten und linken Hälfte fehlen würde. Erst, wenn man zwei Namen in entgegengesetzter Richtung zusammensetzte, würde man sich darin befriedigt sehen.



Du wirst hier nur noch einen anderen Umstand bemerken, der den Eindruck schwächt. Du liest den Namen in dem einen Viertel der ganzen Figur ohne Mühe, findest ihn aber schlecht geschrieben, was störend wird. In der senkrechten Figur kannst Du nach gewöhnlicher Art bestimmt zwischen Oben und Unten unterscheiden, und verlangst keine Symmetrie in dieser Rücksicht.

Hermann. Könnte das nicht daher kommen, daß wir selbst symmetrisch nach Rechts und Links gebaut sind, nicht mit Rücksicht auf Das, was wir an den Gegenständen Oben und Unten zu nennen gewöhnt sind?

Alfred. Es hängt unstreitig damit zusammen, allein die ganze Oberfläche der Erde ist mit Gestalten angefüllt, bei welchen dieselben Verhältnisse stattfinden, und dies hat seinen Grund in tiefen, aber leicht faßlichen Naturgesetzen. Die Schwere, welche alle Gegenstände an die Erde fesselt, zieht die Dinge von Oben nach Unten; das Licht, welches Alles belebt, wirkt von oben. Diese beiden Verhältnisse haben in unendlich vielfacher Weise Einfluß auf die Entwicklung aller Gegenstände.

Hermann. Diese Gründe scheinen mir gültig, wenn sie auch nicht die einzigen sein sollten. Mich dünkt, ich

kann nun recht begreifen, wie nothwendig es bei Beurtheilung von Schönheitsformen ist, daß man sich nicht von einem Grundsatze abschrecken läßt, dessen Anwendung einige Schwierigkeit hat. Auf der andern Seite wird man sich ebensowenig mit der blinden Anwendung eines Grundsatzes begnügen dürfen, sondern man wird alle Daseinsbedingungen mit zur Hülfe nehmen müssen, um eine rechte Anwendung zu machen. Indem ich Dir hierin vollkommen Recht gebe, fällt mir doch eine andere Frage bei, die sich auf Deine Theorie bezieht. Die schöne Form soll ja der Ausdruck eines Gedankens sein. Wenn also eine Schönheitsform weit verbreitet und eine gewöhnliche Schönheitsbedingung ist, muß dann nicht auch der dadurch ausgedrückte Gedanke eine große und wichtige Bedeutung haben?

Alfred. Das räume ich ein, obgleich ich nicht zugeben kann, daß darin eine Widerlegung meiner Theorie läge, sondern nur ein hier oder da noch unaufgeklärter Umstand. Meistens wird Letzteres doch möglich sein, und im erwähnten Falle wird keine Ausnahme nöthig. Das Gesetz der Gegensätze ist eins der großen Grundgesetze der Natur. Wenn in dem All der Natur nicht jede Bewegung einer entgegengesetzten entspräche, würde kein Gleichgewicht stattfinden können. In jeglichem Kreislaufe, ob in wirklichem Kreise oder nicht, gibt es eine Unendlichkeit von entgegengesetzten Richtungen, die, wenn sie nicht in einem Punkte vereinigt wären, einander aufheben und Gleichgewicht erzeugen könnten. Je genauer wir die Kräfte kennen lernen, welche die innerlichen Veränderungen in den Körpern bewirken, desto deutlicher tritt das Gegensatzgesetz darin hervor. Entgegengesetze Schwingungen in Licht und Wärme, ent-

gegengesetzte magnetische Kräfte, entgegengesetzte elektrische Kräfte, entgegengesetzte chemische Wirkungen, wie Brennbarkeit und feuerhaltende Thätigkeit, Sauerheit und Ätzigkeit. Ich weiß sehr wohl, daß sich diese in einfachere, grundwesentlichere zurückführen lassen; da das aber unsrer Hauptidee nicht zuwider, sondern vielmehr günstig ist, wollen wir uns nicht weiter dabei aufhalten. Wenn die Gegenstände der Erde nicht durch die Art, worauf sie Theile eines Ganzen ausmachen, behindert würden, selbst mit dem Gepräge eines Ganzen aufzutreten, würden sie alle symmetrisch sein. Trotz dem sehen wir die Symmetrie genugsam ausgebreitet, besonders im Thierreich.

Hermann. Mir scheint fast, daß Du hier mehr die Naturgemäßheit der Symmetrie als ihre Begründung in der Vernunft darthust.

Alfred. Schon der Umstand, daß das Gesetz der Gegensätze ein Naturgesetz ist, zeigt, daß es ein Vernunftgesetz ist; denn die Naturgesetze sind Vernunftgesetze. Dies muß nicht blos Jeder annehmen, der überzeut ist, daß die Naturgesetze Vorschriften der göttlichen Vernunft sind, sondern man kann es auch darthun, ohne von diesem Grunde auszugehen, und zwar dadurch, daß wir auf dem Wege der Naturwissenschaft zu ihrer ersten Quelle zurückgeführt werden. Uns dabei aufzuhalten, würde von unserer heutigen Aufgabe ablenken. Du wirst aber hoffentlich befriedigt werden, wenn ich Dir unmittelbar darlege, wie eben das Gesetz der Gegensätze ein Grundgesetz für das Wirken unsers denkenden Wesens ist.

Hermann. Wenn ich es recht erwäge, finde ich

dies nicht einmal nothwendig. Unsere Gedanken beschäftigen sich ja fortwährend mit Gegensätzen.

Alfred. Ich will Dich denn nur bitten, mit mir bei dem innigsten und grundwesentlichen Auffassen dieses Gedankens zu verweilen. Wenn wir über eine Idee nachdenken und diese geistige Handlung in unser Bewußtsein ziehen, wird es uns klar, daß wir die Idee als einen Theil unsrer denkenden Thätigkeit in der Reihe unsrer Gedanken besitzen, und uns ihn als Gegenstand unsers Denkens und der Betrachtung hinstellen — kurz, um hier ein paar Fremdwörter anzuwenden, die uns geläufig sind — der Gedanke hat seine subjektive und objektive Seite, und vereinigt in sich die beiden Gegensätze. Dies tritt noch lebendiger hervor, wenn das denkende Wesen an sich selbst denkt; es ist dann zugleich das Denkende und das Gedachte, ein einiges Wesen, das in sich selbst einen Gegensatz hervorgerufen hat, den es in seiner Einheit zusammenhält.

Hermann. Darnach wäre also die Symmetrie die Grundform des Harmonischen. In welchem Verhältniß steht dies zu dem bekannten Satze, daß Schönheit die Einheit des Mannigfaltigen ist?

Alfred. Dieser Satz spricht allerdings ein Schönheitsgesetz aus, nur dürfen wir nicht sagen, es sei die Schönheit die Einheit des Mannigfaltigen, sondern, daß wir dort Schönheit antreffen, wo sich eine so gelungene Einheit der Mannigfaltigkeit offenbart, daß dieselbe faßlich für unsere Einbildungskraft wird. Dies ist aber nur ein einzelnes Schönheitsgesetz, nicht der Inbegriff vom Wesen der Schönheit. Insoweit wir uns ausschließlich an Formen halten, kann man die Mannigfal-

keit auf die Symmetrie zurückführen. Der Kreis ist in allen Theilen seiner Peripherie symmetrisch, hat ein unendliches Gleichmaß, aber es ist nicht der einzige Gedanke, der darin liegt. In den gleichseitigen Vielecken liegt große Symmetrie, die in den paarseitigen (deren Seitenzahl gerade ist) mehr hervortritt als in den unpaarseitigen, wo die letzteren sich wiederum in symmetrische Abtheilungen zerlegen lassen.

Hermann. Wie soll die Beschränkung, insoweit man sich nur an die Figur hält, zu verstehen sein?

Alfred. Die blose Figur steht selten allein da; sie wird oft von Wirkungen hervorgebracht, welche ihre Schönheit bereichern. Ich will dafür ein einfaches Beispiel anführen. Wir werfen einen Stein in ein stilles Wasser, der die bekannte Wellenbewegung veranlaßt, eine Reihe von Kreisen mit gemeinschaftlichem Mittelpunkt. Da haben wir dann nicht blos die Kreise, von welchen jeder eine unendliche Symmetrie enthält, sondern die Bewegung, welche sie bildet und beständig entwickelt, wird ebenfalls sichtbar. Schon die Bewegung und Entwicklung verleihen diesem Anblick eine Lebendigkeit, welche die blose Figur nicht gewähren kann, und der Glanz, den die Wellen vom Lichte empfangen, die vielen Abwechslungen von Schatten und Licht verleihen dem Eindruck eine Schönheit, welche die der Kreise an sich weit übertrifft.

Hermann. Ich muß, was den Eindruck anbelangt, einig mit Dir sein; was aber die Theorie angeht, da scheint mir, daß wir hier eine Sammlung von Schönheitseindrücken vor uns haben, keine Einheit derselben.

Alfred. Diese Einheit läßt sich doch beweisen.

Nicht die Kreise sind es, welche den Anfang bewirken, sondern die Bewegung. Diese bildet Kreise, kreisförmige Wellenberge und Wellenthäler, die eine nothwendige Folge der Bewegungsgesetze sind, aber ohne Licht nicht vom Auge aufgefaßt werden können, und so gewiß als sie gesehen werden. müssen sie in ihrem Lichtverhältniß mit Glanz, mit Licht und Schatten, und mit dem spielenden Lichtwechsel hervorkommen, den die Bewegung veranlaßt.

Hermann. Nun gut, ich gebe zu, daß sich hier eine Einheit in der Vielheit offenbart, aber ich finde noch mehr darin.

Alfred. Das kann ich begreifen; denn Du erinnerst Dich wohl noch, daß ich neulich sagte, es sei der Ausdruck Einheit im Mannigfaltigen nur eine einseitige Bezeichnung für die Gedankenfülle, die im Schönen liege.

Hermann. Wenn ich nur darauf deuten wollte, thäte ich Dir Unrecht. Nein, was ich meine, ist, daß Du jetzt einen neuen Bestimmungsgrund des Schönen: das Wirksame, das Lebendige, einführst.

Alfred. Das ist ganz richtig.

Hermann. Liegt denn auch darin ein Vernunftgepräge?

Alfred. Schaue in Dich selbst! Ist nicht all Dein geistiges Sein auch ein Wirken? — Viele Logiker weichen freilich weit davon ab; sie sagen sogar bisweilen, der Gedanke denkt, was aber ebenso unrichtig als sprachwidrig ist, denn Jeder wird wissen, daß es heißen müßte, das Denkende denkt. Die Wirksamkeit gehört grundwesentlich mit zu unserm denkenden Wesen, und dasselbe gilt von der Natur. Ihre Gesetze sind Ver-

nunftgesetze, aber sie haben kein von der Wirksamkeit in der Natur getrenntes Dasein, so wenig als das Wirksame ein besonderes Bestehen hat. Der Gedanke kann bei einer dieser beiden Daseinsbedingungen weilen, aber in der Wirklichkeit sind sie unzertrennlich. Bei gewissen Betrachtungen macht die eine, bei anderen die zweite sich geltender, so auch im Schönen. Bald weilen wir länger bei der inneren Übereinstimmung, der Harmonie, bald bei dem Lebendigen. Wo das Harmonische zu entblößt vom Lebendigen ist, nennen wir es ein todtes.

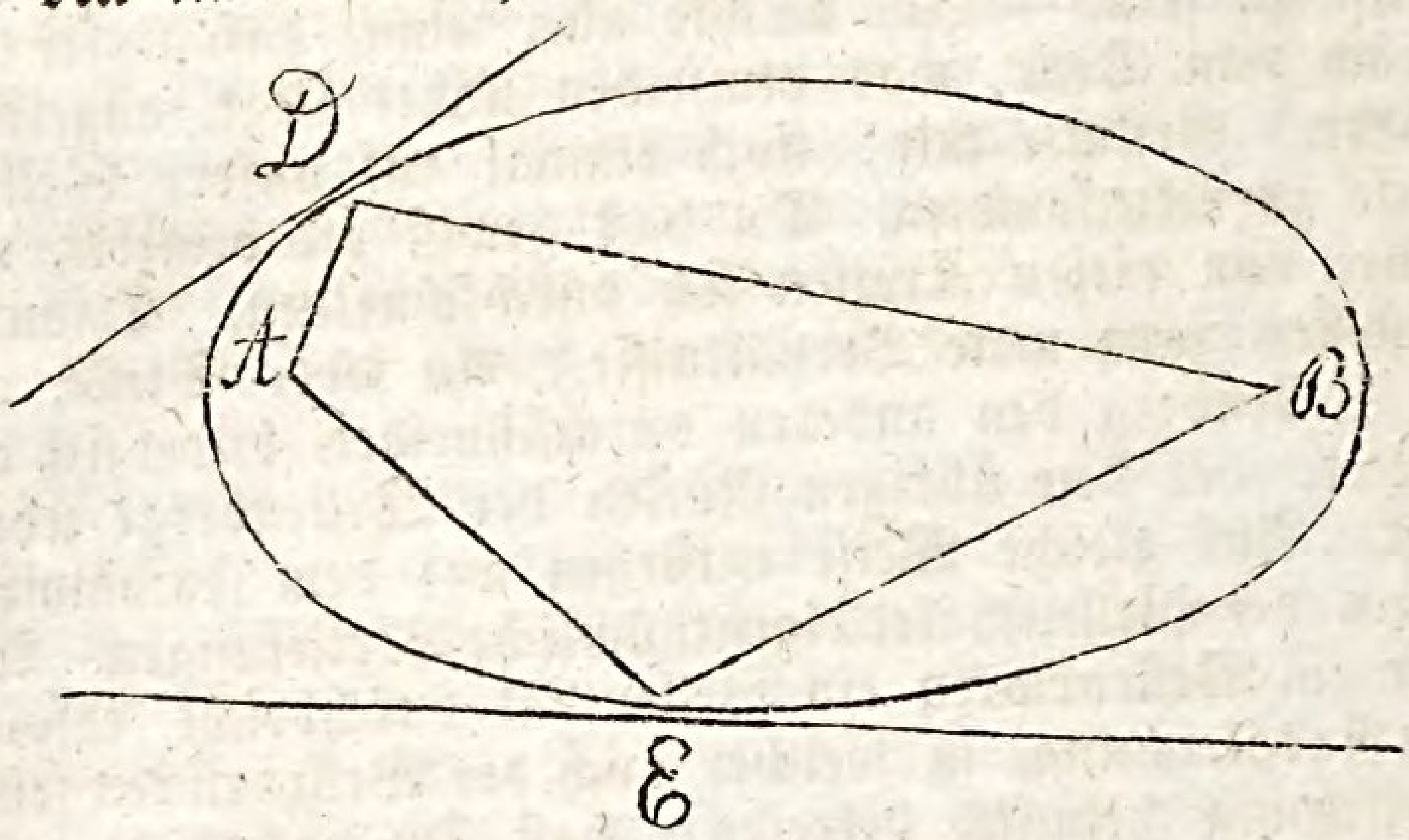
Hermann. Ich glaube Dich verstanden zu haben. Außer dem Harmonischen muß das Schöne auch etwas Begeisterndes an sich haben. Wie aber denkst Du Dir das Erhabene?

Alfred. Ich will meine Meinung gern in ein paar Worten darüber aussprechen. Mir scheint das Erhabene das Gepräge von der Selbstständigkeit der Vernunft zu sein. — Ich möchte aber nicht, daß unser Gespräch von Dem, was demselben näher liegt, abgeleitet würde. Gestatte mir, noch einmal auf unsere Wellenkreise zurückzukommen. Du hast gewiß oft bemerkt, wie mehre von diesen Kreisen sich durchschneiden. Dadurch entstehen ganz neue Verhältnisse. An jeder Stelle, wo ein Wellenberg den anderen durchschneidet, bildet sich ein Gipfel, der den übrigen Rücken der Wellenberge überragt. Auf gleiche Weise entstehen aus dem Zusammenstoßen der Wellenthäler eigenthümliche Vertiefungen. Wo aber ein Wellenrücken ein Wellenthal durchbricht, erfolgt eine Ausgleichung, in welcher doch der Wellenrücken seine Fortsetzung heimlich betreibt. Hast Du das nicht auch oft wahrgenommen?

Hermann. Ja, und mir hat das Gekräusel oft

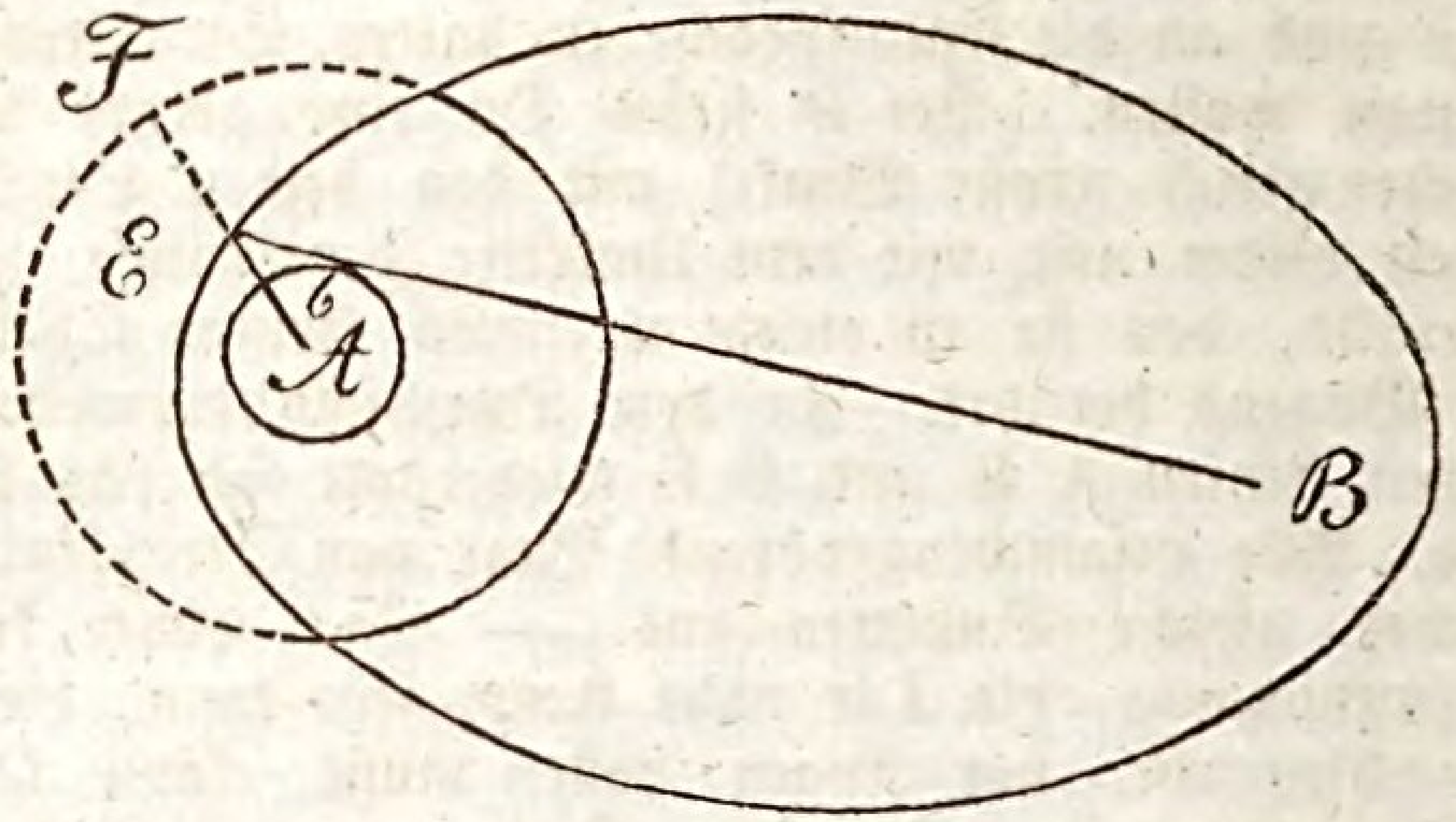
Spaß gemacht, ohne daß ich weiter darüber nachdachte. Jetzt, da Du mich daran erinnerst, fällt es mir wieder ein, daß ich mich über die Ordnung freute, welche in allen Durchkreuzungen der Wellenkreise herrschte. Ich begreife nun, warum das Spiel auf dem Wasser mich so amüsiren konnte.

Alfred. Da wirst Du mir wohl auch bei einem Versuche folgen, wo die Wellenbewegung einen Anblick darbietet, worin sich zugleich eine große Mannigfaltigkeit und eine klare Einheit darstellt. Man bedient sich bei dem Versuche eines flachen Gefäßes von länglichrundem (elliptischem) Umkreise. Wie bekannt, hat die Ellipse zwei Hauptpunkte, die Brennpunkte genannt, welche eine solche Lage haben, daß zwei aus einem Punkte des Umkreises hin zu denselben gezogene Linien gleichgroße Winkel mit einem Tangenten bilden, der den Umkreis in jenem Punkte berührt.



Siehe hier eine Figur, die ein paar Beispiele davon darstellt. A und B sind die beiden Brennpunkte

der Ellipse. A D und B D sind zwei Linien, die wir, ohne uns an die Kunstsprache zu halten, Strahlenlinien nennen wollen. Bei D siehst Du eine gerade Linie, welche gleich große Winkel mit den beiden Strahlenlinien bildet und mit dem Umkreise der Ellipse zusammenfällt, den sie in einem unendlich kleinen Theilchen des Bogens berührt. In dem Durchschnittspunkte der beiden Linien A E und B E wiederholt sich das Nämliche. Alle zusammengehörende Paar von Strahlenlinien machen gleiche Summen aus. — Nach dieser kurzen Voraussetzung, die Dir nicht fremd sein kann, die Du Dir hier aber vor Augen stellen mußt, kann ich zu unserm Gegenstand kommen. Doch werde ich Dich noch um Geduld ersuchen müssen, wenn die Entwicklung nicht so kurz gefaßt sein kann, als der leicht faßliche Gedanke es vermuthen läßt. Betrachte die Figur noch einmal und lasse A derjenige Brennpunkt der elliptischen Wasserfläche sein, von wo die wellenförmige Bewegung ausgeht. Ich will hier nur zwei Wellenkreise bezeichnen, von welchen der eine ganz innerhalb der Wasserfläche fällt, der zweite nur zum Theil. Derjenige Theil des zweiten Kreises, der außerhalb der Grenzen der Wasserfläche fällt, ist in der Figur nur punktirt.



Vom Punkte A geht nun nach allen Richtungen eine in Bewegung setzende Wirksamkeit aus; wir wollen alle diese Kraftrichtungen Wellenstrahlen nennen. Derjenige Theil des größeren Wellenkreises, der außerhalb der Begrenzung der Wasserfläche fällt, ist in einem früheren Augenblick dagegengestoßen, weil es aber ein Naturgesetz, daß jeder anstoßende Wellenstrahl unter einem eben so großen Winkel zurückkehrt, als worunter er anstieß, so wird der Wellenstrahl, der in E auf Widerstand stieß und daher nicht bis F gelangen konnte, wieder zurückgeworfen werden, und zwar so, daß der zurückkehrende Strahl einen ebenso großen Winkel mit dem unendlich kleinen Theil der Ellipse bildet, worauf er trifft, als derjenige, worunter er anstieß, oder, wie man zu sagen pflegt, der Einfallswinkel und der Ausfallswinkel sind sich gleich. Nach Dem, was wir schon von den Eigenschaften der Ellipse wissen, wird also der zurückgeworfene Strahl E b nach dem zweiten Brennpunkt der Ellipse, B, gehen, und wenn die Wellenbewegung daselbst an-

gekommen ist, hat sie gerade einen ebenso langen Weg durchlaufen, als wenn sie sich frei in gerader Richtung hätte ausdehnen können. Was hier von dem einen Wellenstrahl gesagt worden, gilt von allen den unzähligen übrigen, die vom Brennpunkte A ausgehen. Die Figur würde mit lauter geraden und krummen Linien angefüllt worden sein, wenn sie alle diese Bewegungslinien hätte angeben sollen, oder auch nur eine Annäherung daran. Stelle Dir nun aber einmal die Folgen all dieser erweckten Wirksamkeit vor. Der Punkt B erhält von allen Seiten einen Druck, der ihn zum Mittelpunkte einer neuen Wellenreihe macht, die der ursprünglichen ganz gleich ist. Dieser zweite Ausgangspunkt mit seinen Wellenstrahlen wirkt zurück auf den ersten Anfangspunkt, und beide befinden sich im Zustande einer unaufhörlichen gegenseitigen Wirkung und Gegenwirkung. Dadurch entstehen zwei Partien von Wellenkreisen, die einander in vielfältigster Weise durchkreuzen. Die Erhebungen, welche da entstehen, wo die Wellenrücken zusammentreffen, die Vertiefungen, welche die Wellenthäler darbieten, und die Ausgleichungen, die durch Vereinigung von Wellenrücken und Wellenthälern erzeugt werden, bieten dem Auge immer neue, wohlgebildete Figuren dar, und Licht und Schatten fügen noch einen weiteren Reichthum an geordneten Eindrücken hinzu. Eine Zeichnung, die alle diese Wechsel darstellte, würde ein Bild der höchsten Regsamkeit in verschiedenen Richtungen abgeben, aus dem man gleichwohl die Einheit des Ganzen ersehen könnte. Unsere untersuchende Betrachtung der Sache hat uns schon hinlänglich gezeigt, wie das Nachdenken das Ganze zu erklären weiß. Indessen wünschte ich recht sehr, Dir den Versuch selbst

in einer Beleuchtung vor Augen stellen zu können, die deutliche Wahrnehmung aller Theile gestattete. Am besten läßt sich ein solcher Versuch mit Quecksilber anstellen, das noch seinen ausgezeichneten Glanz den zahllosen Bewegungen und dem Lichtwechsel hinzufügt.

Hermann. Ich will Dir gern Recht in dem Allen geben, allein es besteht das von Dir gerühmte Schöne doch nur in einer vielmaligen Wiederholung des Nämlichen, und ist nur wenig mit dem freien Schönen zu vergleichen, das uns die Natur darbietet.

Alfred. Obgleich ich geneigt sein könnte, diese vermeintliche Einförmigkeit zu bestreiten, will ich Dir doch nicht widersprechen, sondern mich lieber auf das zu Anfang Gesagte berufen, wie wir hier nur von den allereinfachsten Dingen sprechen wollten, worin die Naturwirkungen uns das Schöne offenbaren. Ich will mich nicht von diesem Wege entfernen, indem ich noch ein ähnliches Beispiel anführe, worin sich eine größere Freiheit ausprägt, obgleich auch die dadurch erfolgte Wirkung aus einer einzigen Naturthätigkeit entspringt. Wenn man auf rechte Weise das Sonnenlicht, welches man durch drei kleine runde, ein Dreieck bildende und nahe beieinander stehende Löcher fallen läßt, mit einem Fernrohr auffängt, so zeigt sich uns eine runde Figur von so ausnehmender Schönheit durch Abwechslung verwandter Formen und Lichtstärke, bei vollkommen erhaltener Symmetrie der verschiedenen Gestaltungen, daß man diese Licht- und Farbenwirkung mit wahrem Erstaunen betrachtet. Würde ein solcher Kreis von einem Dekorationsmaler als Verzierung eines runden Gypsbodens angewandt, müßte derselbe von bewundernswürdigem Effekte sein.

Hermann. Ich möchte wohl eine nähere Erklärung über die bedingenden Ursachen solcher Erscheinungen von Dir hören.

Alfred. Ich kann Deinem Wunsche heute nur oberflächlich genügen, allein was könnte mir lieber sein, als wenn wir zu einer gelegeneren Zeit die Sache recht ausführlich mit einander besprächen! Für heute muß ich mich darauf beschränken, Dir in Kurzem zu sagen, daß dies Alles aus der gegenseitigen Einwirkung der Lichtstrahlen auf einander beruht. Du weißt, daß das weiße Licht sehr verschiedene Farben erzeugende Strahlen von ungleicher Natur enthält. Die gleichartigen Strahlen haben einen wechselseitigen Einfluß auf einander, während sie, wie bei den Wellenbergen und Wellenthälern, unter eigenthümlichem Zusammentreffen die gegenseitigen Wirkungen aufheben. Da, wo Strahlen einander verdunkeln, fällt oftmals ein erhöhtes Licht anderer Strahlen hin, wodurch dann eine Vertheilung von Farben und ungleicher Lichtstärke eintritt, die ganz nach Regeln erfolgen, deren Einheit man leicht erkennt, wenn man mit der ganzen Sache vertraut geworden ist, was sich aber nicht in einigen Minuten erklären läßt. Halte Dich daher an die Erfahrung, daß man mit den Strahlen, welche von einem, mittels eines Strahlensammlers gebildeten Sonnenbilde ausgehen, und durch die drei genannten Öffnungen in das Fernrohr fallen läßt, die ganze Wirkung hervorbringen kann. Du wirst wohl nicht daran zweifeln, daß alle diese Wirkungen, welche Naturforscher vorausberechnen können, auf Naturgesetzen des Lichts beruhen.

Hermann. Ich werde mich heute damit begnügen müssen.

Alfred. Unter den Zeichnungen, welche ich nach und nach gesammelt habe, um mir die vielfältigen Formen recht anschaulich zu machen, die aus Kräften entspringen, welche nach ganz einfachen Naturgesetzen wirken, gibt es auch einige elektrische Figuren. Eine derselben wurde von einem einzigen elektrischen Funken erzeugt, welchen ich einer Harzfläche mittheilte, die ich dann mit Hexenmehl bestreute.

Hermann. Wie ist das zu verstehen?

Alfred. Darin liegt Einiges, das die Naturforscher noch nicht recht zu erklären wissen, Anderes dagegen, das leicht zu begreifen ist. Die Elektricität besitzt nämlich die noch nicht erforschte Eigenschaft, eine krumme Bahn zu gehen und in Zweigen auszuschießen, so oft sie sich einen Weg durch einigermaßen beträchtlichen Widerstand brechen muß. Diese Ausbreitung übt sie an Körpern der verschiedensten Art, sobald sie nur einen in Verhältniß zur angewandten Kraft stehenden Widerstand leisten. Auf meiner Zeichnung sieht man, wie der elektrische Funke seine Wirkung über die Harzfläche ausgebreitet hat. Die Stellen, welche mit Hexenmehl bestreut sind, das sind die von der sogenannten positiven Elektricität getroffenen, welche die entgegengesetzte, die negative, anzieht. Diese letztere Elektricität aber ist es, welche das durch Flor oder feines Zeug aufgestreute Hexenmehl empfängt, und daher wird es von den Stellen angezogen, die positive Elektricität erhielten.

Hermann. Aber ich sehe nicht ein, wie Du diese Erscheinung für Deine Ansicht benutzen willst.

Alfred. Das ist auch nicht so leicht einleuchtend, allein ich habe das Beispiel eben darum gewählt. Wie

unbekannt uns auch das innere Wesen der Elektricität ist, so wissen wir doch, daß sie zu den ausgebreitetsten Wirkungen der Natur gehört. Ihre Wirkungsart muß sich nach sehr allgemeinen Naturgesetzen richten, und die Naturlehre zeigt uns, daß die Naturgesetze Vernunftgesetze, die allgemeinsten zugleich die einfachsten sind. Die erwähnte elektrische Figur stellt also einen Fall dar, wo das vom Denken noch nicht entdeckte Gesetz der Sinnenwahrnehmung entgegentritt und eine gewisse Freude der Anschauung gewährt.

Hermann. Das ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, die man eben darum mit noch größerem Vergnügen betrachten wird, weil man sie vor den Augen entstehen sieht.

Alfred. Eine noch combinirtere Figur entsteht, wenn man bei dem in Rede stehenden Experiment einen ganzen elektrischen Strich über die Harzfläche zieht, und ihn dann mit durchsichtetem Hexenmehl bestreut.

Hermann. Die wird am Ende eine Ähnlichkeit mit Pflanzenformen haben?

Alfred. Das darf ich keineswegs bekräftigen, aber ich wage auch nicht, es abzusprechen, da die elektrischen, chemischen und organischen Kräfte in so inniger Verbindung mit einander stehen. Soviel ist jedoch gewiß, daß es nach unseren jetzigen Kenntnissen etwas verwegen sein würde, dies behaupten zu wollen.

Hermann. Erlaube denn, daß ich jetzt einen Sprung in unserer Unterhaltung mache, um einmal einen Angriff auf Deine gesammte Theorie zu unternehmen. Mein Schluß lautet folgendermaßen: Alles in der Natur wird nach Naturgesetzen hervorgebracht. Diese sind Vernunftgesetze, wovon die Dinge in der Natur

also ein Gepräge tragen müssen. Folglich muß Alles in der Natur schön sein, was aber von der täglichen Erfahrung nicht bestätigt wird. Daher denn, mein guter Freund, kann ich nicht umhin, die Zuverlässigkeit Deiner Theorie zu bezweifeln.

Alfred. Diese Einrede ist nicht so erschrecklich, als sie beim ersten Blick erscheint. Den Kern meiner Erwiderung bildet die Wahrheit, daß unser Wahrnehmungsvermögen, das innere wie das äußere, nur die am wenigsten zusammengesetzten Vernunftverhältnisse zu begreifen im Stande ist. Der Gehörssinn faßt mit Leichtigkeit nur die Tonverhältnisse auf, welche sich mit ganz kleinen ganzen Zahlen ausdrücken lassen, oder leichte Verbindungen derselben. Der Gesichtssinn kann ebenfalls nur leicht zu übersehende Gedanken auffassen. Um eine gehörige Anwendung von dieser Wahrheit zu machen, müssen wir uns zunächst der Ungleichheit des inneren und äußeren Wahrnehmungsvermögens der Menschen erinnern, das weit entfernt nicht bei Allen gleiche Grenzen hat. Ebenso bekannt ist es, daß besonders die innere Wahrnehmungsfähigkeit durch Übung gestärkt wird. Sogar die Vernunftanwendung trägt zur Schärfung dieses Sinnes bei; denn wessen sich das Denken einmal bemeistert hat, das prägt sich dem inneren Sinn so lebhaft ein, daß derselbe nachher Verhältnisse erkennt, die demselben sonst unbemerkt blieben. Die Erfahrung lehrt uns ja die vielen Stufen des Schönheitssinnes kennen, von derjenigen an, die nur ein Gefühl für Geräusch und Takt besitzt, bis zu derjenigen hinauf, die alle Feinheiten der Musik zu empfinden vermag; von derjenigen Stufe an, welche nur starke Farben und grelle Farbengegensätze zu fassen im Stande ist, bis

zum höchsten Licht- und Farbengeschmack; von derjenigen an, die nur die rohesten Ähnlichkeiten der Formen fassen kann, bis zu den feinsten Zügen von Leben und Geist in den Werken der bildenden Kunst. Und denke Dir nur den lebendigen inneren Sinn, der diese Schönheiten zu genießen vermag, ohne daß der entsprechende äußere Gegenstand ihm gegenübersteht!

Hermann. Du meinst die Einbildungskraft.

Alfred. Ich ziehe es vor, ihr Wesen den inneren Sinn zu nennen. Einbildungskraft ist der Ausdruck, den ich mir zur Bezeichnung der inneren Thätigkeit vorbehalten möchte, wobei der Verstand und die innere Anschauung dergestalt vereinigt sind, daß man sich nicht unmittelbar bewußt wird, welchen Antheil der eine oder die andere daran haben.

Hermann. Nun gut! ich meine, Du hast damit meine Einwendung beantwortet.

Alfred. Ich möchte doch noch Einiges hinzufügen. Wundere Dich nur nicht, daß ich die Antwort unzureichend finde, die Dir genügt. Ich habe schon oft die Einrede bei mir selbst erwogen, wovon wir eben sprachen.

Hermann. Fahre denn nur fort; gewiß werde ich auch dabei Dein aufmerksamer Zuhörer sein.

Alfred. Wenn Du Dir einmal wieder zurückrufen willst, was wir neulich von der Faßlichkeit des Vernunftgepräges für das Wahrnehmungsvermögen annahmen, würde Dir bald der Einwand einfallen, daß doch auch oft ein nur wenig ausgebildeter Sinn verwickelte Verhältnisse aufzufassen vermag. Dies ist bei solchen Menschen der Fall, welche ohne viele Mühe eine Einheit für Mannigfaltigkeiten zu finden wissen.

Hermann. Das würde mich nicht in Verlegenheit setzen; denn ich würde zu mir selbst sprechen: es ist die leichtfaßliche Einheit, welche der ungebildete Sinn aufgreift, nicht das Verwickelte selbst.

Alfred. Ich gehe doch einen Schritt weiter und sage, die Einheit erleichtert die Übersicht dahin, daß das Vernunftgepräge, welches nicht recht erkannt werden würde, wenn es für sich bestünde, mit Hülfe der aufgefaßten Einheit empfunden wird.

Hermann. Auch Das würde ich mir selbst sagen können.

Alfred. Vielleicht wird es Dir ebenso mit den übrigen Verhältnissen gehen, die ich nun berühren will. Indem ich dies zu thun im Begriff stehe, aussprechen möchte, was ich oft darüber gedacht habe, stoße ich auf ein Hinderniß bei der Ordnung desselben. Denn ich werde von einigen Gegenständen, ja von ganzen Klassen derselben, Bemerkungen ganz verschiedener Art machen müssen, die doch theilweise von der Natur sind, daß der Gedanke auf einem anderen Gegenstande hinüberschweben möchte, während der eine besprochen wird. Ich will es daher unternehmen, meine Gedanken in Beispielen mitzutheilen, die so gewählt werden sollen, daß sie ein Licht auf viele Fälle werfen. Man ist z. B. darüber einverstanden, den Affen ein häßliches Thier zu nennen.

Hermann. Was Du ebenfalls nicht anders sagen wirst.

Alfred. Nein! Aber ich will Dir nur gleich gestehen, daß der Vergleich, den wir zwischen dem Affen und dem Menschen anzustellen gezwungen sind, seinen Antheil an diesem Widerspruch hat.

Hermann. Das mag wohl so sein, da verschiedene Schriftsteller ein Gleiches angeführt haben.

Alfred. Es liegt diese Abneigung gegen Affen auch viel darin, daß wir sie immer für sich betrachten, anstatt in Verbindung mit der Natur. Der Wuchs des Affen hängt mit seiner Lebensweise auf Bäumen zusammen; außerhalb seiner natürlichen Ordnung muß er zur Dissonanz werden, während er auf dem ihm von der Natur angewiesenen Platze zur Herstellung einer Harmonie beiträgt.

Hermann. Darin sind Deine Ansichten gewiß die einzig richtigen. Ich denke mir, daß sich Ähnliches auf die meisten Fälle dieser Art anwenden läßt. Wie können wir z. B. die Gestalt der Fische richtig auffassen, wenn nicht in ihrem natürlichen Dasein im Wasser? Jedes Thier, jede Pflanze kann von uns nur in dem natürlichen Leben recht beurtheilt werden. Nur hätten wir hier noch der einzelnen Ausnahmen zu gedenken, wo wir gewisse Thiere, gewisse Pflanzen und gewisse Steinarten schön finden, wenn sie aus ihrer Naturstellung herausgerissen sind.

Alfred. Ich kann nicht versprechen, alle besonderen Vorkommenheiten dieser Art genügend erklären zu können, aber doch im Allgemeinen bemerken, daß dabei etwas mehr Gewicht auf mein Gleichniß von Dissonanzen in der Musik zu legen ist. Wie es gewisse Tonverhältnisse gibt, z. B. der Dreiklang in Dur und Moll, die schon an sich dem Ohr wohlgefällig sind, während andere, allein angegebene, zu Dissonanzen werden, so muß es sich auch mit den Formen in der Natur verhalten.

Hermann. Das bleibt doch immer nur ein Gleichniß.

Alfred. Wir können der Sache aber leicht näher kommen. Spalte eine symmetrische Figur, so zeigt sich Deinem Auge alsbald eine Dissonanz. Stelle allerlei Dinge in verschiedener Ordnung auf, und es werden einige Zusammenstellungen darin vorkommen, worin die Anordnung hübscher hervortritt und auch die einzelnen Gegenstände sich vortheilhafter ausnehmen. Dasselbe wird sich auf Naturstellungen anwenden lassen.

Hermann. Es kommt mir vor, als wenn ich Dir auch hierin Recht geben müßte, doch möchte ich gern einige bestätigende Beispiele darüber hören.

Alfred. Jeder findet Wohlgefallen an dem Schwan. Das reine Weiß seines Gefieders und der Glanz desselben gefällt dem Auge. Wir stellen uns das Thier gewöhnlich als auf dem Wasser schwimmend vor, wie es sein Leben so mit sich bringt. Daher kommt es, daß sich unbemerkt bei uns der Gedanke von Reinheit mit dem Bilde des Schwans verknüpft. Wenn der Schwan auf stillem Wasser schwimmt, und wir sein Schattenbild im Wasser sehen können, so gefällt diese Erscheinung dem Auge durch die darin sichtbare Symmetrie. Der Hals des Vogels, den wir unter anderen Umständen zu lang finden würden, befriedigt den Blick nicht nur durch die hübsche Krümmung, sondern auch durch sein allmäliges Abnehmen an Dicke vom Körper bis an den Kopf, und unsere Einbildungskraft fügt noch zu der schlanken Stellung des Halses den Begriff von Stolz hinzu. Der rothe Schnabel, welcher so gut zu dem Weiß paßt, erhöht um Vieles den Schönheitseindruck, und auch das große dunkle Auge des Thiers trägt dazu bei. Füge zu diesem Gesammteindruck noch den Anblick, wenn der Schwan die Flügel entfaltet und

auf einmal an ein Schiff im vollen Segeln und die Fähigkeit des Vogels, sich in die Luft zu schwingen, mahnt. — Möge auch die Einbildungskraft das so entstehende Bild vom Schwan zu hoch anschlagen, gewiß bleibt doch, daß es schön ist.

Hermann. Du legst großes Gewicht auf das Weiße am Schwan. Es gibt aber auch schwarze Schwäne.

Alfred. Das ist freilich wahr, aber sie stehen dem weißen sehr an Schönheit nach. Wir haben aber den Schwan noch außer seiner natürlichen Stellung zu betrachten. Stelle Dir einmal vor, Du hättest den Schwan nie anders als ein Hausthier im Hühnerhof herumgehen sehen. Du würdest ihn dann selten in seinem reinen Weiß gefunden, und nicht umhin gekonnt haben, seine kurzen Beine, breiten Füße und den wackeligen Gang zu bemerken. Auch der lange Hals würde Dir nicht gefallen haben, wenn Du ihn mit dem kurzen Körper verglichen, was man, wenn der Schwan auf dem Wasser schwimmt, nicht so auffällig wahrnimmt, wo der untere, horizontal ausgestreckte Theil des Halses als eine Verlängerung des Körpers erscheint, und vom Wasser getragen, zur Erhaltung des Gleichgewichts beiträgt, und so auch verhindert, daß uns der Mangel an Gleichgewicht in die Augen fällt, der sogleich bemerkbar wird, wenn wir den Vogel auf dem Lande sehen. Das Schönheitsbild, welches Du nach anderen Erfahrungen Dir vom Schwan entworfen hattest, wäre hier ganz gestört worden, wo Du das Thier außerhalb seiner Naturstellung kennen lerntest.

Hermann. Du bringst mich am Ende zu dem Glauben, daß wir einer ganzen Naturästhetik nöthig haben könnten.

Alfred. Ich bin ganz davon überzeugt, daß wir unser Dasein in hohem Grade veredeln würden, wenn wir den Schönheiten der Natur eine nachdenkende Aufmerksamkeit widmeten. Eine solche Art zu denken würde uns bald eine lebendige Wahrnehmung gewähren, die uns Freude an den empfangenen Eindrücken empfinden ließe, ohne daß wir erst darüber nachzudenken brauchten.

Hermann. Ich glaube, eine solche von Wissenschaften unterstützte Auffassung der Natur dürfte auch unser gar zu künstliches Leben und unsere zu gekünstelten Gedankenverbindungen der Natur etwas näher bringen. Fahre indessen nur mit Beispielen fort.

Alfred. Als Beweis, daß die Schönheit nicht auf Formen beruhe, hat man den großen Unterschied angeführt, welcher zwischen dem Schwan und dem Pfau stattfindet, die doch beide für schöne Vögel gehalten werden. Dieser Einwand trifft aber nicht einmal alle Die, welche alle Schönheit in die Figur setzen, die doch wenigstens zugeben müssen, daß nicht blos eine Figur schön zu nennen, sondern daß alle, nach gewissen Regeln gebildete Figuren diese Eigenschaft besitzen, und noch viel weniger uns, die wir das Schöne in jedem Dasein sehen, worin sich die Vernunft der Einbildungskraft offenbart. Man müßte denn jedes Bewußtsein von Schönheit aus der Erfahrung von solchen Gegenständen vertilgen, um nicht überzeugt zu sein, daß die Schönheit, welche wir dem Pfau beilegen, vorzugsweise auf der Farbenpracht seines Gefieders beruht. Darin wird wohl jedes menschliche Augenpaar mit uns einverstanden sein, wenn auch die weitere Entwicklung des inneren Wesens der Farbenschönheit hier keine specielle Darstellung finden kann.

Hermann. Den außerordentlichen Werth, den die Farben im Reiche des Schönen haben, wird doch Niemand, der darüber nachdenkt, übersehen können. Unter den Vögeln und Insekten haben die Farben einen entschiedenen Einfluß auf unser Urtheil über die Schönheit derselben.

Alfred. Und wenn wir unsere Meinungen von der Schönheit vierfüßiger Thiere näher erwägen, so finden wir auch hier, daß dieselben gewöhnlich aus anderen Umständen und Eigenschaften der Thiere hervorgehen, als welche zur ursprünglichen Schönheit derselben gehören. An unserem Urtheil über die Schönheit des Löwen hat die Kenntniß seiner Stärke einen großen Antheil. Das ganze Äußere des Thiers trägt ein merkwürdiges Gepräge von Leben und Kraft, und dieses sinnliche Zeugniß von Lebensfülle und Kraft gehört zu seiner grundwesentlichen Schönheit. Wenn wir dieser Schönheit aber auch etwas Majestätisches beilegen, so rührt dies ohne Zweifel daher, daß unsere Einbildungskraft sich dazu von der Erinnerung an die vielen Berichte stimmen ließ, welche sich nicht damit begnügten, den Löwen als allen anderen Thieren an ungeheuerer Kraft, Gewandtheit und Stärke überlegen zu schildern, sondern ihm auch einen größeren Grad von Muth beilegten, als er wirklich besitzt, und einen Edelmuth, der höchst wahrscheinlich nur ein Werk unserer verkehrten Auffassung war. Nicht allein am Löwen, haben wir so das Vermenschlichen geübt, es geschah auch in anderen Fällen, bald zum Vortheil, bald zum Schaden der Thiere.

Hermann. Demnach werden wir uns wohl ge-

nöthigt sehen, unser Schönheitsreich gehörig zu beschneiden?

Alfred. Es ist nicht meine Meinung, die Schönheit zu verläugnen, welche auf den Irrthümern der Einbildungskraft beruhen. Sind diese als der Einbildungskraft natürliche Irrthümer zu betrachten, so bilden sie fast immer ein Bild, das seinen Werth in der Schönheitswelt behält, bald durch seine unmittelbare Schönheit, bald durch den in der Schönheitswelt so nothwendigen Gegensatz zum Schönen. Sie bilden die Dichtung der Menschennatur, und sind nur selten wegen den von einer richtigeren Kenntniß des Daseins verliehenen Aufklärungen zu verjagen.

Hermann. Welche Bedingungen sind es denn, die sie von dem Platze verdrängen, die ihnen von der Dichtung der Menschennatur eingeräumt worden?

Alfred. Ich meine, daß dies geschehen müsse, wenn sie in reinem Widerspruch mit den großen Wahrheiten stehen, die das geistige Eigenthum aller Gebildeten geworden sind. Ich würde z. B. nicht mehr von den vier Enden der Welt sprechen, obgleich ich recht wohl weiß, daß darunter die vier Himmelsgegenden verstanden werden können, weil dieser Ausdruck aus einer Zeit herstammt, da man sich die Erde noch als flach vorstellte, mithin ganz unangemessen für eine Zeit ist, worin die Kugelgestalt unseres Planeten auch dem Einfältigsten klar geworden ist.

Hermann. Dieser Ausdruck kommt doch in der Bibel vor.

Alfred. Ich bin ein zu bewanderter Bibelleser, als daß mir dies nicht bekannt sein sollte. Wer aber weiß es jetzt wohl nicht, daß die Bibel zu Menschen

ihrer Zeit in einer Sprache redete, die sich für damalige Aufklärung paßte. Wo wir von der Bibel Gebrauch machen, müssen wir diese uralte Sprache beibehalten. Denn wird es als passend angesehen, daß wir, wenn wir uns in ferne Zeiten oder unter fremde Völker versetzen, eine diesen Verhältnissen angemessene Sprache führen, so muß es noch weit zweckmäßiger, ja folgerechter sein, uns der biblischen Ausdrücke zu bedienen, wenn wir uns auf dieselbe berufen oder darauf hinweisen. Nur, wenn wir im Geiste unserer Zeit reden, oder in unserem eigenen Namen sprechen, finde ich bildliche Ausdrücke, die im Widerspruch mit unseren jetzigen Einsichten stehen, unpassend.

Hermann. Deine Theorie würde also keine wesentlichen Reformationen in unseren Begriffen vom Schönen herbeiführen.

Alfred. Ich muß Dir gewissermaßen Recht geben und meine, es gereicht dies meiner Theorie zum Ruhme. Denn insofern es sehr Vieles im Reich des Schönen gibt, worüber große Einigkeit unter allen gebildeten Leuten herrscht, muß diese allgemeine Meinung als eine Thatsache angenommen werden, wovon wir nur den Grund richtig einzusehen streben sollten. Eine solche Einsicht wird dann ferner auch dazu dienen können, unserem Schönheitssinne in vielen zweifelhaften Fällen ein Leitfaden zu sein. So halte ich es z. B. für wichtig, zwischen dem grundwesentlichen Schönen und Dingen zu unterscheiden, die nur im zweiten oder dritten Naturgrade schön zu nennen sind.

Hermann. Das grundwesentlich Schöne ist für Dich, was unserem Wahrnehmungsvermögen unmittelbar vermöge seiner Natur gefällt. So weit ich Dich ver-

standen habe meinst Du mit dem Schönen zweiten Grades, was nur dann einen lebhaften Schönheitseindruck auf uns macht, wenn es von den Wirkungen der umgebenden Natur unterstützt wird. Zum dritten Schönheitsgrade führst Du vermuthlich nur Dasjenige hin, was erst durch Bearbeitung unserer freien, doch von der Natur geleiteten Einbildungskraft einen Schönheitswerth erlangt hat.

Alfred. Der leichteren Übersicht wegen würde ich die drei Schönheitsstufen als das unbedingt Schöne, das bedingt Schöne und das auf Dichtung begründete Schöne bezeichnen.

Hermann. Mir kommt es vor, als wenn diese drei Eigenschaften manchmal ineinander liefen.

Alfred. Das kann in vielen Fällen nicht fehlen. Es geht mit dieser wie mit den Eintheilungen von Naturverhältnissen im Allgemeinen: sie gewähren uns nur gewisse Stützpunkte für weitere Forschungen. Es kommt oft nur auf den Gesichtspunkt an, von welchem der Gegenstand betrachtet wird, ob man denselben zu diesem oder jenem Stützpunkte rechnen soll, und bisweilen gehört eine Sache zu allen drei Naturgraden des Schönen. Mischt man aber in seiner Vorstellung die drei verschiedenen Schönheitsquellen, oder vielmehr die drei verschiedenen Zweige eines Schönheitstammes untereinander, so wird man jeden Augenblick auf Widersprüche zwischen der Theorie und der Schönheitserfahrung stoßen.

Hermann. Was Du da sagst, muß ich vollständig billigen, Dich aber auch daran erinnern, daß Du noch kein Beispiel für Deine Lehre aus dem Pflanzenreich angeführt hast.

Alfred. Aus der großen Mannigfaltigkeit will

ich drei wählen, deren Schönheit von so verschiedenartiger Natur ist, daß Viele dadurch verleitet worden sind, diese Verschiedenheit dazu zu benutzen, die Möglichkeit irgendwelcher Theorie des Schönen zu bestreiten. Die weiße Lilie wird als das Bild eines offenen Charakters, der Sittenreinheit und des gerechten Stolzes angesehen. Es ist nicht schwer, den Grund zu dieser Auffassung einzusehen. Der schlanke Stengel der Lilie, die große hübsche, zur völligen Offenheit entfaltete weiße Blume, deren Symmetrie so augenfällig ist, ruft eine solche Vorstellung in uns hervor, und der angenehme Duft macht die Blume noch lieblicher. Die Erinnerung an Alles, was von der Lilie gesagt und gedichtet worden, dient dazu, uns noch empfänglicher für ihre Schönheit zu machen. — Wie aber, wird man nun fragen können, kann denn die Rose, die der Lilie doch so unähnlich ist, für schön gelten können, wenn die Lilie dafür gehalten wird? Die Antwort auf diese Frage muß nothwendig dahin lauten, daß die Rose einen ganz anderen Naturgedanken ausdrückt als die Lilie. Wir können zwar nicht behaupten, daß wir den Grundgedanken der Natur durchschauen, worin das eigentliche Wesen der Rose, der Lilie, oder irgend eines anderen Gegenstandes besteht, allein wir sind doch im Stande, den Eindruck anzugeben, den unser innerer Sinn davon empfängt. Was die Lilie angeht, da ist es eben ausgesprochen worden, was ein lebendiger Natursinn den Menschen darin finden ließ. In der Rose tritt uns eine neue Mannigfaltigkeit entgegen, die das Gegentheil von der Einfachheit der Lilie ist. Der Rosenbusch zeigt eine zahlreiche Verzweigung, die Blätter sind außerordentlich zart geformt, die Kronblätter fein, weich, gebogen und

bilden eine reiche Blumenkrone. Es hat Leute gegeben, welche die Natur so ganz und gar über ihre Beschäftigung mit menschlichen Werken vergaßen, daß sie es unverhältnißmäßig gefunden haben, daß die große Blume des Rosenbusches von einem dünnen Stengel getragen wird, wobei diese falschen Tadler der Natur denn ganz aus den Augen ließen, daß der Rosenstengel hinreichend stark und zwar biegsam ist, aber in hübscher Weise und ohne zerbrechlich zu sein. Die Dornen, womit die Stengel besetzt sind, die in so auffallendem Widerspruch mit der Zartheit der Blätter stehen, haben der Einbildungskraft stets ein weites Feld zur Anstellung von Vergleichen dargeboten. Der Blume ausnehmende Schönheit läßt sich mit verschiedenen Farben vereinigen, doch scheint das Roth, welches wir nach der Blume selbst benennen, mit der höchsten Schönheit übereinzustimmen. Die Kronblätter haben an der Oberfläche eine eigenthümliche Glätte, die vom Glanze der Lilie, der Hyazinthe oder der Tulpe weit verschieden ist, aber so mächtigen Eindruck auf das Auge macht, daß es gleichsam die zarte Weichheit derselben vernimmt und uns mit einem Etwas bekannt macht, das wir einen zarten oder weichen Anblick nennen möchten. Zu dem Allen kommt nun der Rose Geruch, und dürfte man von einem schönen Geruche sprechen, was vielleicht nicht abgeschmakt wäre, so müßten wir unbedingt dem Rosendufte den höchsten Schönheitspreis zuerkennen. Es gibt viele andere Gerüche, die man zeitweilig angenehmer finden kann, keinen, den man so wenig überdrüßig wird, oder der einen so allgemeinen Beifall findet wie der Rosengeruch. Solltest Du hierin nicht mit mir einverstanden sein, so wirst Du doch einräumen, daß es eben der liebliche Geruch

ist, der das Meiste dazu beigetragen, der Rose den hohen Rang zu verschaffen, den man ihr unter allen Blumen beigelegt hat. Es versteht sich, daß auch der uralte, über die ganze Erde verbreitete Ruhm der Rose das Seinige dazu mitgewirkt hat, ihr einen geschichtlichen Platz in unserer Einbildungskraft zu verschaffen und ihr dadurch, so wie bei der Lilie und so manchen anderen schönen Gegenständen, gleichsam den Weg zu einer noch größeren Verehrung zu bahnen. — Himmelweit verschieden von den bisher genannten Blumen ist das Veilchen. Es ist so klein und verbirgt sich im Grase, seine Blume hat keine besonders schöne Formen, aber sie ist von hübscher Farbe. Doch ist es der herrliche Geruch, welcher uns das Veilchen so angenehm macht. Nimm ihm diesen süßen Duft, und es wird hinabsinken zur Klasse der vielen anderen, sonst niedlichen Feldblümchen, die keinen besonderen Reiz für uns haben. Der Werth, den wir auf das Veilchen setzen, hat dasselbe doch nicht ausschließlich seinem angenehmen Geruche zu verdanken, aber er gründet sich darauf. Die Einbildungskraft nimmt die kleine Blume in ihren Besitz; die schöne blaue Farbe möchte sie nicht entbehren, um das Blümchen mit so großen Reizen zu schmücken. So wird das Veilchen ein Bild des bescheidenen Verdienstes. Es verbirgt sich und senkt sein Haupt, als wollte es uns nicht freiwilig entgegenkommen; wird es aber hervorgezogen, erfreut es das Auge mit seinem schönen Blau, erquickt uns mit seinem herrlichen Duft. Überdies ist uns noch das Veilchen besonders lieb als Frühlingsblume, als Verkünderin einer beginnenden schönen Jahreszeit. Das Schöne, welches wir am Veilchen finden, ist daher größtentheils die Schönheit der Dichtung, aber es sei ferne von uns,

diese Schönheit zu verschmähen, denn sie hat einen edlen Ursprung in dem Dichtertalente der menschlichen Natur.

Hermann. Je mehr Beispiele Du anführst, desto klarer wird es mir, wie unmöglich es ist, sich eine zusammenhängende Einsicht in die Theorie des Schönen zu erwerben, ohne zwischen dem Antheil zu unterscheiden, den die Naturstellung der Dinge, und dem Antheil, den das Dichtungsvermögen der Menschennatur an unserm Urtheil darüber haben. Es ist mir daher recht lieb, diese Aufklärungen von Dir erhalten zu haben, ehe wir nun auf lange Zeit von einander scheiden.

Alfred. Wenn ich einen Gedankenblick auf unsere nun gepflogene Unterredung zurückwerfe, so bin auch ich recht erfreut, dadurch Gelegenheit gefunden zu haben, noch so manchen Umstand zu berühren, der Zweifel an meine Theorie des Schönen bei Dir zurückgelassen haben würde. Es ist mir gleichsam, als wenn ich mich jetzt beruhigter von Dir trennen kann, indem ich mich der Hoffnung überlasse, daß Du oft in Gedanken bei mir weilen wirst. Aber ohne der anderen Gefühle zu erwähnen, welche der bevorstehende Abschied in mir erweckt, scheide ich auch mit wahrer Sehnsucht von Dir, einmal wieder Gelegenheit zu finden, unseren Gegenstand in noch vielen Unterhaltungen mit einander zu besprechen. Denn was wir bisher darüber verhandelten, war doch nur ein Anfang von dem All, das nicht aus den Andeutungen, womit wir uns hier begnügen mußten, seinem ganzen Werthe nach erkannt werden konnte.

Inhaltsverzeichniß
des IV. Bandes.

Seite

Derjenige, welcher jeder Art von Schwärmerei entgehen will, darf irgend eine mystische Lehre nicht eher verdammen, als bis er entdeckt hat, daß sie auf einem Irrthum begründet ist. Diese Untersuchung läßt sich schwer ausführen. Wenn wir uns nach einer höheren Welt, als die sinnliche, hinaufschwingen könnten, so würde es uns wol glücken, den Prüfstein zu finden, durch dessen Hülfe wir das Falsche von dem Wahren unterscheiden könnten.

Einerseits Zweifel an der Möglichkeit, diese übersinnliche Welt zu finden.

Andererseits die Überzeugung, daß alle edlen und großen Geister sie kennen; wie sie auch von allen Religionen, nur mit verschiedenem Gepräge, je nach den verschiedenen Zeitaltern und Individualitäten, angenommen wird.

Der Wunsch, dieses große Mysterium kennen zu lernen.

Der Muth, der dazu erforderlich ist, die höchste Zinne des Geistes zu ersteigen und in dessen Abgründe hinabzuschauen, ist ebenso selten, wie derjenige, welcher erforderlich ist, etwas Ähnliches in der Körperwelt zu wagen.

Schwachheit verursacht in beiden Fällen Schwindel.

Untersuchung darüber, was wir unter Mysticismus verstehen sollen. Das Mysterium kann nicht mit dem Verstande begriffen werden; aber doch ist nicht alles Dasjenige, was dem Verstande unbegreiflich ist, ein Mysterium.

Beispiele hiervon.

Das mystische Zeichen soll nicht allein vorstellen oder bezeichnen, es soll hindeuten, bedeuten.

Darstellung der Bedeutung des alchymistischen Zeichens des Goldes, nämlich des Zirkels, und der mannigfaltigen Anwendungen, die sich davon machen lassen.

Ein mystisches Zeichen soll nicht allein in einem Theil der Natur und der Eigenschaften des Bezeichneten, son-

Alle Theile in einer Organisation sind in ununterbrochener Thätigkeit. Das Dasein der Organisation beruht nicht blos auf der Art, in welcher die Theile zusammengefügt sind, sondern auf derjenigen, in welcher sie unaufhörlich zusammengefügt werden.

Alle Theile in einer Organisation bestehen nur durch gegenseitige Wirksamkeit. Das Ganze ist nichts Anderes als die geordnete Verbindung aller dieser Theile. Kurz, eine Organisation ist eine Welt von Kräften und Wirkungen, die in ein Chaos zurückfallen würde, wenn die Wirksamkeit erstürbe.

Die unorganischen Körper stehen ebenfalls in Wechselwirkung mit einander, als Beispiel werden die Veränderungen angeführt, welchen ein Stein unterliegen kann. Die Oberfläche der Erde verändert sich unaufhörlich durch den Einfluß der Sonne, der Luft und des Wassers; in ihrem Innern machen sich auch verschiedene Wirksamkeiten geltend; außer der allgemeinen Anziehungskraft, welche in allen Körpern herrscht, findet auch eine beständige Wechselwirkung zwischen Wärme und Kälte Statt; überall streben die verschiedenen Naturkräfte sich in Gleichgewicht zu setzen, und so geht durch die ganze Natur ein ununterbrochenes Wirken und eine ununterbrochene Bewegung.

Der menschliche Geist befindet sich wie die Natur, in einer beständigen Entwicklung; aber durch Kampf und Streit entdeckt doch der tiefer eindringende Blick ein harmonisches Streben nach einem herrlichen Ziel.

Um das große Mysterium zu entdecken, das sich in der Natur offenbart, haben wir damit begonnen zu zeigen, daß es in ihr nichts Stillstehendes gibt.

So wie Alles auf der Erde, so ist auch unser ganzes Sonnensystem in unaufhörlichem Wechsel und unaufhör-

licher Bewegung begriffen; wir müssen also erkennen, daß dasjenige, was das ganze große All zu einer Welt macht, nichts Anderes ist, als die ewige ununterbrochene Kette von Wirkungen. Ohne sie müßte Alles zu einer einförmigen Masse zusammenfallen.

Was die Materie ist, können wir nicht sagen, wir kennen sie nur als etwas Wirksames, als Kraft. Die ganze Natur mit Allem, was darin als todt, als unveränderliche Masse erscheinen könnte, löst sich bei tieferer Betrachtung in Wirksamkeit auf.

Jedes Dasein muß also als ein Übergang von dem Einen zum Andern betrachtet werden. Die Wahrheit ist keinen Veränderungen unterworfen, sie ist ewig.

Die Vernunft, von der sinnlichen Natur nicht verhüllt, denken wir uns in der Gottheit. Wenn wir in der Natur die Offenbarung einer Vernunft finden, so haben wir etwas Unveränderliches, etwas Ewiges in ihr entdeckt.

Die Bewegung, welche der Materie ihr Gepräge geben soll, muß bestimmten, unveränderlichen Naturgesetzen folgen, als Beispiele werden die Bahnen der Planeten angeführt. Die Erfahrungen hierüber gründen sich nicht allein auf Erfahrung, sondern zugleich auf Einsicht.

Die Übereinstimmung, welche man zwischen einer Idee und dem Dinge findet, welches dazu gehört, können wir das Vernünftige in den Gegenständen nennen, und auf diese Weise finden wir also auch die Vernunft in der Natur wieder.

Um den Einwand zurückzuweisen, daß die Gegenstände wol Eigenschaften, mit der Natur übereinstimmend, haben könnten, ohne eine verborgene Vernunft einzuschließen, wird dargethan, daß die Naturgesetze wirklich in der Natur liegen, ferner wird dort behauptet, daß die Naturgesetze

dasselbe sind, wie die Vernunft in der Natur. Diese Meinung wird bestärkt, indem wir die Unendlichkeit von Gedanken zeigen, die oft in den mathemathischen Figuren, welche wir selbst bilden, verborgen enthalten sind, sowie in denjenigen, welche wir in der Natur finden.

Die Naturgesetze für die Bewegung sind wahre Vernunftgesetze; so kommen uns auch alle anderen Naturgesetze vor, je vollkommener wir in Bezug auf dieselben in die Natur eingedrungen sind.

Das Wesen eines jeden Dinges beruht auf der Vernunft, welche sich darin offenbart. Die Vernunft ist das Ewige in der Natur.

Das Wesen in jedem Geschöpf enthält eine Vernunfteinheit; doch nur in dem Menschen hat es ein selbstständiges Vernunftdasein, obgleich nicht mit der ganzen unendlichen Klarheit der Vernunft.

Kurzgefaßte Übersicht über den Inhalt des Vorhergehenden.

Der Erdball als der Ausdruck einer Vernunfteinheit betrachtet; das Pflanzen- und Thierreich desselben machen jedes für sich ebenfalls eine Vernunfteinheit aus, die doch gewisse Gesetze gemeinschaftlich haben, und in einem genauen, gegenseitigen Zusammenhang stehen, und wieder in einer höheren Einheit mit dem Erdball zusammenhängen.

Indem wir die Entwicklung des Erdballs betrachten, sehen wir ihn doch in all seiner Verschiedenheit und in all seinem Wechsel als die Ausführung derselben Grundidee, nur unter ungleichen Bedingungen; eine organische Naturreihe ist vergangen und eine andere ist entstanden, aber immer nach denselben Gesetzen, was uns deutlich zeigt, daß alle organischen Wesen auf dem Erdball eine Natureinheit mit demselben ausmachen. Der Erdball gehört im

Sonnensystem zu einer höheren Einheit, und die Sonne selbst kann nur in ihrer Verbindung mit einem noch größeren Ganzen bestehen; der Gedanke kann nicht eher stille stehen, als bis er sich nach jenem großen All erhoben hat, das nicht mehr Theil irgend eines Anderen ist. Die Welt ist dann eine allumfassende Einheit.

Die Vernunft ist das innere Wesen der Welt, durch jene ist und besteht sie.

Der Begriff Welt, welcher alles Seiende umfassen soll, muß nicht allein Dasjenige einschließen, was ist, sondern auch Alles, was war, und Alles, was werden soll.

Alles besteht nur durch eine vernunftbeherrschte Wirksamkeit, die Alles durchdringt und keine Grenzen weder in der Zeit noch im Raume kennt. Eine unendliche, unbegreifliche Vernunft und eine ebenso unendliche Wirksamkeit, unzertrennlich vereint, machen das Wesen der Natur aus.

Was wir das Wesen der Natur, das große Geheimniß des Daseins genannt haben, ist also Gott, und die Welt ist die Offenbarung der Gottheit; ihr innerer Grund und ihr inneres Wesen ist das höchste Mysterium, und man kann sich nichts denken, das nicht aus diesem seinen Ursprung hätte.

Nicht allein das Ganze ist ein Mysterium, sondern jeder Theil für sich enthält ein unendliches Vernunftgeheimniß, das für sich selbst allein vollkommen unverständlich ist; man muß also nicht den Schlüssel zum Geheimniß der Welt in einer einzelnen Art von Gegenständen suchen, und noch weniger etwas Geheimes im Wesen der

Seite

Dinge annehmen, die etwas Vernunftwidriges enthalten sollten.

Die Erkenntniß des Grundgeheimnisses der Natur würde für einen großen Theil das Glaubensbekenntniß der Mystiker verändern.

Ebenso wie die verborgene Vernunft in den Tönen, uns unbewußt, durch unsern Kunstsinn auf uns wirkt, so fassen wir die verborgene Vernunft in der Natur durch unsern Natursinn auf; diese sind nahe mit einander verwandt. Erst durch Einsicht in das Wesen der Dinge erhalten sie ihre rechte Bedeutung. Die Naturwissenschaften, die Tugendlehre, die Staatslehre, kurz jede Wissenschaft in ihrer Fülle, endet damit, uns die höchste Schönheit in den Gegenständen darzustellen.

Jede gründliche Naturerkenntniß führt zur Erkenntniß Gottes.

Mystiker sollte nur Derjenige genannt werden, welcher seinen Sinn nicht von der Vernunft durchdringen läßt. Verstandesmensch ist derjenige, welcher diesen Sinn in blossen endlichen Betrachtungen unterdrückt.

Indem wir die vollkommene Harmonie und Gesetzesübereinstimmung betrachten, welche das Weltall durchdringt, müssen wir erkennen, daß Dasjenige, was wir als häßlich oder schlecht ansahen, doch seine Berechtigung in der höheren Ordnung fand, unter welche es gehörte, wenn wir erst so weit gekommen waren, daß wir den Zusammenhang des Ganzen faßten.

Die Harmonie der Welt, welche uns umringt, ist die der Vernunft, die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit ist die Gottheit; es ist also die Harmonie von Gottes eigenem Wesen, welche sich uns in der Natur offenbart.

Zweifel über die Richtigkeit, die Religion auf Ver-

selwirkung mit der Natur, welche dasselbe sich beseelt vorstellen mußte.

Der Menschen erste Wechselwirkung brachte bereits ein verborgenes Saamenkorn von Recht und Unrecht zum Bewußtsein.

Eine weitere Entwicklung durch Familienleben; Vereinigungen unter Anführer zu Jagden und zur Vertheidigung.

Weise Männer als vereinend.

Die Menschen mußten ihren Weisen eine Verbindung mit den Göttern zutrauen, und die Weisen selbst mußten ihre Verbindung mit einer höheren Welt fühlen.

So wie die Menschen sich zu größern Gesellschaften vereinigen, finden sie vernunftübereinstimmende Gesetze nothwendiger, und dadurch wird zugleich der Pflichtbegriff entwickelt.

Die Vorstellung von den Göttern wird zugleich durch eine Naturdichtung entwickelt. Die Lehre von Tugend und Recht ward dann an die Religion geknüpft. Die Leiter und Lehrer des Menschengeschlechts, welche selbst daran glaubten, konnten ohne Betrug sich als Freunde der Götter darstellen; sogar ihre wunderbaren Handlungen, welche den Verstand der Andern übertrafen, und von ihnen selbst unvollkommen begriffen wurden, waren ihnen eine Gabe der Götter. Daß hierbei auch zahlreiche Betrügereien geschahen, besonders von den niederen Geistern, wird nicht geläugnet.

Unter der fortgesetzten Ausbildung des Verstandes auf der einen Seite, und der Götterbilder der Dichtung auf der andern, entstand ein Streit zwischen Verstand und Glauben.

Die Bildungsrichtungen der verschiedenen Volksstämme.

III. Über die Symmetrie und die dadurch hervorgebrachten Schönheitseindrücke. Ein Gespräch 16

Wenn man auch bei der Abhandlung des Schönheitsgepräges der mathematischen Figuren Befriedigung fühlen kann, so muß man doch die vielen anderen Dinge nicht vergessen, welche zur Schönheitslehre gehören, z. B. das Hohe, das Begeisternde, die Freude über Licht und Farben, das sittlich Schöne u s. w.; doch kann jene Untersuchung als guter Anfang dienen.

Wir wollen hoffen, daß die Naturlehre des Schönen entwickelt werden und fortschreiten möge, wie es mit der übrigen Naturlehre der Fall gewesen ist.

Der Spott, welchen Verschiedene über die Naturwissenschaft vorgebracht haben, muß im hohen Grade gemißbilligt werden. Beispiele von verschiedenen großen Resultaten, zu welchen die Wissenschaft das Menschengeschlecht geführt hat; doch ist noch unendlich viel für den Erfindungsgeist zu erforschen.

Die Naturlehre des Schönen ist noch so wenig entwickelt, daß man beinahe die Theorieen, welche aufgestellt worden sind, nur als Bruchstücke davon ansehen kann, obgleich einige derselben gewisse wichtige Schönheitsgesetze aufgestellt haben.

Theorie ist Einsicht; aber Einsicht ist der höchste Genuß unsers geistigen Daseins, sie wird, wenn man auch nicht sogleich ihren Nutzen sieht, doch zu einer späteren Anwendung führen, und kann deshalb niemals als unnütz angesehen werden.

Die Frage wie die geheime Vernunft in den Dingen so starke Wirkungen auf uns hervorbringen kann, wie sie

die Schönheit ausübt, wird dadurch beantwortet, daß unsere ganze sinnliche Natur nach denselben Grundgesetzen wie die geistige eingerichtet ist.

Die Symmetrie, welche zu einem der merkwürdigsten Schönheitsverhältnissen gehört, wenn wir uns an die reinen Formen halten, wird nur durch Gegensatz, als Einheit betrachtet, hervorgebracht; dies durch Beispiele verdeutlicht.

Daß man nicht immer Symmetrie in Bezug auf Oben und Unten, aber wohl in Beziehung auf rechts und links fordert, beruht zum Theil darauf, weil wir selbst rechts und links symmetrisch sind; dasselbe Verhalten findet bei vielen andern Gestalten hier auf Erden statt, was auf der Schwere und dem Licht beruht.

Um die Schönheitsverhältnisse zu beurtheilen, muß man sich nicht mit einer blinden Anwendung irgend eines Grundsatzes begnügen, sondern alle Daseinsbedingungen mit zu Rathe ziehen.

Sollte nicht der, in einer sehr allgemein verbreiteten Schönheitsform ausgedrückte Gedanke, eine große und besonders wichtige Bedeutung haben? Dies wird eingeräumt, im gegenwärtigen Fall wird das Gesetz des Gegensatzes gezeigt, welches eins der großen Grundgesetze der Natur ist und sich überall in derselben offenbart; verschiedene Beispiele hiervon.

Daß das Gesetz des Gegensatzes ein Naturgesetz ist, zeigt, daß es ein Vernunftgesetz ist; denn die Naturgesetze sind Vernunftgesetze. Indem wir über einen Gedanken denken und dessen Geisteshandlung vor unser Bewußtsein ziehen, sehen wir wieder Einheit und Gegensatz, und finden also dasselbe Grundgesetz in der Wirksamkeit unsers denkenden Wesens wie in der Natur wieder.

Seite

Der Satz, daß Schönheit Einheit in dem Mannigfaltigen ist, drückt wohl eins der Schönheitsgesetze aus, aber bei weitem nicht das ganze Wesen der Schönheit. Der Zirkel hat eine unendliche Symmetrie, aber doch ist dies bei weitem nicht der einzige Gedanke, der sich in ihm offenbart.

Die Wirksamkeiten, welche eine Figur hervorbringen, machen oft die Schönheit reicher, Beispiele davon aus den Wellenkreisen genommen, welche im Wasser entstehen, wenn ein Stein hineingeworfen wird; obgleich man dadurch eine Sammlung von Schönheitseindrücken bekommt, so läßt sich die Einheit doch zeigen, weil sie alle von der Bewegung ausgehen.

Außer der Einheit in der Mannigfaltigkeit haben wir hier das Wirksame, das Lebendige, was hauptsächlich mit zu unserm denkenden Wesen gehört.

Das Schöne muß außer dem Harmonischen auch sein Begeisterndes haben; das Erhabene muß als das Gepräge der Vernunftselbstständigkeit angesehen werden.

Beschreibung der Verhältnisse, welche dadurch entstehen, daß die Wellenkreise sich einander schneiden. Versuch, die Wellenbewegung in einem Gefäß mit elliptischem Umkreis durch Figuren erläutert, darzustellen.

Um die Behauptung zu entkräften, daß diese Schönheitsformen nur wenig dem freien Schönen in der Natur gleichen, wird eine Figur gezeigt, die ein großes Freiheitsgepräge zeigt, und welche doch nach bestimmten Gesetzen und durch sehr kleine Mittel hervorgebracht ist; dieselbe Figur wird dann mit den Farben gezeigt, welche die gegenseitige Wirkung der Lichtstrahlen auf einander ihr mittheilen. Diese Wirkung wird kurz erklärt, sowie auch die Weise, auf welche man diese Figur hervorbringt.

Zu den Formen, welche ihren Ursprung vrn Kräften haben, die nach sehr einzelnen Naturgesetzen wirken, gehören auch die elektrischen; dies wird durch Figuren erläutert; sie werden näher erklärt. Die elektrische Figur stellt uns so einen Fall dar, wo ein durch Denken noch nicht entdecktes Gesetz unserm Sinn entgegentritt, und eine Art Freude der Anschauung darin erweckt.

Es wird eine auf ähnliche Weise hervorgebrachte Figur gezeigt, die durch ihre Ähnlichkeit mit den Pflanzenformen überrascht, ob dies tiefer begründet ist, kann man nach unsern jetzigen Kenntnissen nicht mit Sicherheit wissen.

Der Schluß, aus dem Vorhergehenden gezogen, daß Alles in der Natur schön sein muß, kann, weil es gegen die Erfahrung streitet, zu einem Versuch benutzt werden, um die aufgestellte Theorie zu stürzen. Die Antwort hierauf ist, daß unser Sinnenvermögen, sowohl das innere wie das äußere, nur die am wenigsten zusammengesetzten Vernunftverhältnisse zu fassen vermag; um diese Wahrheit anzuwenden, müssen wir an die Ungleichheit der Sinnesvermögen und ihrer Entwicklung erinnert werden.

Ein nur wenig entwickelter Sinn kann manche verwickelte Verhältnisse auffassen, wenn diese eine leichtfaßliche Einheit in der Mannigfaltigteit haben; Gedanken hierüber in Beispielen mitgetheilt.

Jeder Gegenstand muß in seiner rechten Naturstellung gesehen werden, um einen harmonischen Eindruck hervorzubringen. Dissonanzen für das Auge wie für das Gehör.

Als Beispiel hierfür wird der Schwan angeführt, dessen Schönheit nur dann recht hervortritt, wenn man ihn in seinen rechten Umgebungen sieht. Die Gedanken, welche

unsere Einbildungskraft bei seinem Anblick in uns erweckt; die Zerstörung der Eindrücke, wenn er aus seiner rechten Naturstellung gebracht wird.

Das Dasein würde durch ein mehr denkendes Auffassen der Naturschönheit veredelt werden.

Zurückweisung der Behauptung, daß die Schönheit durchaus nicht auf der Form beruht. Schönheit wird in jedem Dasein gefunden, in welchem sich die Vernunft der Einbildungskraft offenbart. Die ungemeine Bedeutung der Farben im Reiche der Schönheit muß nicht übersehen werden.

Unsere Einbildungskraft und unsere Kenntnisse haben in vielen Hinsichten einen bedeutenden Einfluß auf unsere Auffassung der Schönheit; als Beispiel hiervon unser Urtheil über die Schönheit des Löwen.

Die Schönheit, welche auf der Einbildungskraft beruht, ist Dichtung der Menschennatur, die nur sehr selten vertrieben werden sollte, und zwar nur dann, wenn sie in klarem Widerspruch mit großen Allgemeinwahrheiten steht. Wir müssen beständig die Ausdrücke wählen, welche auf Zeit und Ort passen, und so auch die Ausdrücke der Bibel in ihrem rechten Zusammenhang betrachten.

Wir müssen zwischen dem wesentlich Schönen und dem, was nur im zweiten oder dritten Naturgrade schön ist, einen Unterschied machen; Erklärung dieser Ausdrücke. Die Bezeichnungen, das unbedingt Schöne, das bedingt Schöne und das dichtungbegründete Schöne. Diese Eintheilungen fallen oft zusammen, dürfen aber doch nicht ganz mit einander vermischt werden.

Als Beispiele aus der Pflanzenwelt werden die Lilie, die Rose und das Veilchen angeführt; die verschiedenen

Seite

Eigenschaften derselben, sowohl die wirklichen wie die ihnen von der Einbildungskraft beigelegten.

Aus dem Vorhergehenden sieht man nun, daß wir nicht zu einer zusammenhängenden Einsicht in die Natur des Schönen kommen können, ohne die Naturstellung der Dinge, und was das Dichtungsvermögen der Menschennatur über sie aussprach, zu scheiden.

Freude darüber, so viele Punkte berührt zu haben, die sonst Zweifel erweckt haben würden; Sehnsucht darnach, in mehreren Gesprächen zu entwickeln, was hier begonnen ist.

Cassel. — Th. Fischer's Buchdruckerei.

Literarische Anzeigen.

In demselben Verlage ist erschienen:

Preußens Ruhm und Preußens Ehre.

Geschichte des preußischen Staats bis zur Krönung des ersten Königs im Allgemeinen, von diesem Zeitraum bis auf die Gegenwart im Besonderen in historisch-biographischen Darstellungen seiner Regenten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrten u. s. w.

Herausgegeben von **Arm. Ewald.**

In prachtvoller Ausstattung zu außerordentlich billigem Preise mit zahlreichen authentischen Portraits in Stahlstich. In Heften von 6—7 Bogen à $7^1/_2$ Sgr., sowie in completten Bänden.

Ein mit gleichem Fleiß gearbeitetes, so umfangreiches, interessantes und vortrefflich ausgestattetes historisches Werk über Preußen wie dieses, existirt noch nicht. Das Werk soll die Geschichte Preußens so detailirt als möglich zur Anschauung bringen, dabei zugleich ein Archiv sein, in dem alles niedergelegt ist, was für den Freund des Vaterlandes wie der Geschichte zu wissen nothwendig und angenehm ist.

Der erste Band enthält das Leben der **Königin Luise,** der zweite Band die Biographie des **Feldmarschalls York von Wartenburg,** der dritte die Biographie **Alexanders** und **Wilhelms von Humboldt,** der vierte wird die des **Ministers Stein** enthalten; der fünfte Band wird die älteste Geschichte Preußens bis zum großen Kurfürsten zum Inhalt haben.

Es ist nicht sowohl eine buchhändlerische Speculation, um die es sich hier handelt, es ist mehr das höchste Interesse an dem behandelten Gegenstande selbst, welchem dieses große Werk sein Entstehen verdankt. Bei der Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß sich viele Glieder aller Stände dafür interessiren werden und es zu besitzen wünschen, ist der Preis um vieles niedriger gestellt, als dies bei ähnlichen Werken gewöhnlich der Fall ist; der erste Band z. B. kostet nur $22^1/_2$ Sgr., während gewöhnlich Werke von solcher Bogenstärke und Ausstattung mehr als das doppelte kosten. Man möge den ersten Band einsehen, um sich zu überzeugen, wie beachtungswerth für Jedermann dieses Werk ist. Jedem Freunde der Geschichte wie des Vaterlandes wird es hiermit angelegentlichst empfohlen.